

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 40 [i.e. 43] (1961)  
**Heft:** 28

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten  
Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Auflage  
über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post  
Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Aus-  
landsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhält-  
lich auch an Bahnhofskiosken. Abonnements-  
einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58  
Winterthur. — Insertionspreis: Die einseitige  
Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp.  
Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften  
werden nach Möglichkeit berücksichtigt. —  
Insertionschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58  
Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 91, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

## Die Jugendkriminalität heute

Es sind nun zwanzig Jahre her, dass nach Vorarbeiten und Beratungen, die sich über Jahrzehnte erstreckten, das Schweizerische Strafgesetzbuch in Kraft trat. Aber schon wenige Jahre später erkannten die Praktiker an unsern Gerichten und Anstalten, dass dieses für die Rechtsentwicklung unseres Landes so bedeutsame Gesetz bereits revisionsbedürftig war: es mussten 1950 begrenzte Abänderungen vorgenommen werden. Seither ist das Konkordatsabkommen über die in den Kantonen durchzuführenden Anstaltsreformen in Kraft getreten, so dass viele offene gelassene Wünsche nunmehr erfüllt werden können. Ähnlich verhält es sich mit dem Jugendstrafrecht: zwar brachte hierin schon das Strafgesetzbuch gegenüber den vielfach veralteten kantonalen Gesetzen grosse Fortschritte. Allein auch auf diesem Gebiet ist die Entwicklung noch im Fluss und viele Reformwünsche stehen nach wie vor offen.

Das Strafgesetzbuch ordnet die Behandlung der Minderjährigen im vierten Titel in den Artikeln 82-100, und zwar in drei Abschnitten die je nach der Altersstufe differenzierten Reaktionen auf fehlbares Verhalten. Bis zum zurückgelegten 6. Altersjahr steht das Kind ausserhalb des Strafgesetzes; sein Verhalten kann keinerlei Verantwortung und keine rechtlichen Sanktionen zur Folge haben. Von da ab beschäftigt sich auch das Strafgesetz mit den jungen Menschen, wobei es Kinder von 6-14 Jahren, Jugendliche von 14-18 Jahren und Minderjährige zwischen 18 und 20 Jahren unterscheidet.

In der Öffentlichkeit stösst man häufig auf die Auffassung, die Jugendkriminalität habe in der Schweiz erheblich zugenommen. Immer häufiger ertönen Warnungsrufe, die auf die schnell fortschreitende Veränderung des Lebens und die dadurch entstehende Zunahme und Intensität der Umwelteinflüsse und ihre für die Jugend besonders grossen Gefahren hinweisen. Anlage, Umwelt und Acceleration sind heute nach dem neuesten Stand der Forschung die bestimmenden Einflüsse bei der einander greifenden geistigen, seelischen und körperlichen Formung des Menschen. Es stimmt aber nicht, dass diese Wandlung der heutigen Lebensformen die Kinder unseres Landes und unserer Zeit vermehrt zu deliktischem Handeln angeregt hat. Im Gegensatz zum Ausland (insbesondere zu Amerika) verzeichnen wir keine Zunahme der Jugendkriminalität. Das zeigt u. a. auch die Schweizerische Kriminalstatistik, die alljährlich von der Bundesverwaltung herausgegeben wird, auch wenn diese die Kinder (deren Vergehen nicht ins Strafregister eingetragen werden) nicht erfasst.

Sodann vertritt unser Rechtsempfinden — im Gegensatz zu der Einstellung in manch anderem Land die Meinung, die Dr. iur. Herbert Schulthess, Jugendanwalt in Burgdorf einmal mit folgenden Worten umschrieben hat: «Im Rahmen des Jugendstrafrechts ist nicht jedes strafbare Unrecht auch schon kriminelles Unrecht. Es wird z. B. niemandem einfallen, bloss Verkehrsübertretungen wie etwa Radfahren ohne Licht oder zu zweit als kriminelle Handlungen darzustellen. Dasselbe gilt auch für die weitaus meisten Verstösse gegen das Verwaltungsgesetz von Bund und Kantonen. Unter das als kriminell zu bezeichnende Unrecht fallen im wesentlichen bloss Verbrechen und Tatbestände, die gegenüber dem nicht mehr dem Jugendstrafrecht unterstehenden Täter mit Zuchthaus oder mit Gefängnis bedroht sind. Nur soweit spricht man im allgemeinen von Kriminalität.»

Wir sehen, dass die Bezeichnung «Jugendkriminalität» ein eigentlich heute nicht mehr ganz treffender Sammelbegriff ist, der viel klarer durch das französische Wort «Délivance juvénile» umschrieben würde. Das zeigte sich auch an allen Arbeitstagungen von nationalen und internationalen Konferenzen für Sozialarbeit, die alle der

Verschiebung von destruktiven Vergeltungsgedanken zur aufbauenden Erziehungshilfe gewidmet sind.

Bevor wir aber vom Strafvollzug bei Jugendlichen und Minderjährigen reden, werfen wir einen Blick in die letzte Kriminalstatistik des Bundes, in der die Delikte nach Altersgruppen folgendermassen registriert wurden: Nach dem Schweizerischen Strafgesetzbuch wurden von total 21 547 Jugendlichen von 14-17 Jahren 1771, 18. und 19jährige 1633 verurteilt, nach dem Militärstrafgesetz 54 Neunzehnjährige, nach dem Motorfahrzeuggesetz 432 14-17jährige und 1025 17- und 18jährige, nach dem Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer zusammen 31 Jugendliche, nach dem Bundesgesetz über Jagd und Vogelschutz 21, nach dem Bundesgesetz betr. Verkehr mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen 1 Neunzehnjähriger, wegen Militärpflichtverstössen 7 und wegen andern Bundesgesetzen noch ein einziger.

Die meisten Delikte tangieren das Vermögen von Drittpersonen, an zweiter Stelle folgen die Sittlichkeitsdelikte und an dritter die Verkehrs-

vergehen. Auch Urkundenfälschungen sind noch relativ häufig, während die Verbrechen gegen Leib und Leben nur 5 Prozent aller Delikte ausmachen und fast ausnahmslos als Affekthandlungen taxiert werden müssen.

Wenn wir den Gründen für das deliktische Handeln der Kinder und Jugendlichen nachgehen, so fällt auf, welch hoher Prozentsatz von ihnen keine wirkliche Mutterliebe, keine familiäre Geborgenheit im eigentlichsten Sinne des Wortes gekannt hat. Hier können wir die Auswirkungen der Mütterberufstätigkeit von ihrer schwärzesten Seite her kennenlernen, aber auch das Problem der in unserm Lande viel zu niedrig gesetzten Alimente nicht verheirateter oder geschiedener Väter. Wer

einem Kind das Leben gibt, müsste sich in einem viel ausgeprägteren Masse der Verantwortung und Verpflichtung bewusst sein, die er damit — auch wirtschaftlich — eingeht. Im Hinblick auf die Jugendkriminalität möchte man in seinen Forderungen an die potentiellen Eltern sogar noch weiter gehen und die Wünsche erweitern auf die sorgfältigere und verantwortungsvollere Partnerauswahl auch im Hinblick auf die physische und psychische Gesundheit der Ehepartner. Von den in einem einzigen Jahr zur Beobachtung eingewiesenen straffälligen Kindern stammen nämlich nicht weniger als 35 Prozent von Eltern, die entweder krank oder psychisch auffallend sind. 22 Prozent haben ledige Mütter oder stammen aus geschiedenen Ehen, bei 9 Prozent ist die Familiengemeinschaft zerrütet und nur bei 13 Prozent konnte man von gesunden, rechtschaffenen Eltern sprechen.

Wir haben am Anfang unserer Ausführungen

dargetan, dass die wenigsten unserer straffälligen Jugendlichen im eigentlichen Sinne des Wortes kriminell sind. Die meisten von ihnen sind zu schnell gewachsen, zu unvorbereitet in die Pubertät hineingerufen und werden mit den innern und äussern Schwierigkeiten ihres gespaltenen Lebens nicht fertig. Manche Tat ist nicht mehr und nicht weniger als ein böser Lausbubenstreich, wobei sich die Täter gar nicht der Tragweite ihres Handelns bewusst sind. Viele der heutigen Jungen leben planlos in den Tag hinein, weil ihnen ein Ideal fehlt, nach dem sie streben können, oder aber sie bleiben an einer kindlichen Vorstellung haften, vermögen sich nicht der Realität anzupassen und scheitern so an der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Vor allem ist es das Stehenbleiben auf einer kindlichen Ich-Stufe, die damit verbundene Unfähigkeit, für sich passende Vorbilder zu wählen und sich mit ihnen wenigstens partiell zu identifizieren, welche die infantile Haltung so sehr begünstigt. Das Versagen auf immer neuen Gebieten führt letztlich zu einer dauernden Schädigung des Selbstvertrauens, und das ist sehr oft der entscheidende Grund, weshalb sich die Halbstarcken zu Banden zusammen tun oder unter dem Einfluss Dritter Dummheiten begehen.

Die Behandlung der jugendlichen Delinquenten hat erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Wandlung erfahren. Das Jugendstrafrecht früherer Zeiten bestand nur aus einigen wenigen Bestimmungen im Zusammenhang mit den Normen der Zurechnungsfähigkeit. Als dann die Zeit des Individualismus und als Reaktion darauf der soziale Gedanke sich durchsetzte, erforschte man endlich mit Hilfe der Psychologie die Ursachen der Kriminalität. Das Lösungswort hiess fortan: «Nicht Vergeltung für begangenes Unrecht, sondern Verbrechenverhütung in der Zukunft». Man erkannte die enorme Schädlichkeit der kurzen Gefängnisstrafen für die jugendlichen Rechtsbrecher und den gefährlichen Einfluss der ältern Gewohnheitsverbrecher auf die jugendliche Seele.

(Fortsetzung auf Seite 2)

## Redaktionswechsel

Frau Betty Wehrli-Knobel tritt von ihrem Amte als Redaktorin des «Schweizer Frauenblattes», das sie seit dem 1. Januar 1956 innehatte, zurück. Wir wissen, wieviele Abonnentinnen sich unter unserer Leserschaft befinden, die der scheidenden Redaktorin für viel Anregung und Orientierung dankbar sind. Trotz vielfältiger Ansprüche war Frau Wehrli immer bereit, auf die Wünsche der Leserinnen weitmöglichst einzugehen, wofür ihr auch die Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» sehr zu danken weiss.

Als Nachfolgerin begrüssen wir und stellen den Leserinnen vor:

Frau Ruth Steinegger, Kriens-Luzern, Redaktorin und Journalistin die als bisherige Mitarbeiterin an verschiedenen führenden Zeitungen die Redaktion des «Schweizer Frauenblattes» in bester Weise betreuen wird.

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»

Für den Vorstand: Die Präsidentin Olga Stämpfli

Liebe Betty Wehrli-Knobel!

Ihnen, liebe, von «Schweizer Frauenblatt» sich lossagende Redaktorin, den offiziellen Abschieds- und Dankesbrief, wie es Verdienst und Sitte zu kommt, vorzulegen, wird mir kaum gelingen. Sie sind nicht einfach «einzurodern» in die strenge Kaste arrivierter Redaktoren, die wichtige Tagesblätter in die Welt schleudern. Inmitten Ihrer journalistischen und redaktionellen Jagdgründe sind Sie, liebe BWK, immer Ihrem mitgebrachten Wesen, Ihrer Schlichtheit treu geblieben.

Mein in fünf Jahren gemeinsamer Arbeit mit Ihnen Erlebtes lässt sich deshalb einzig und allein im Herzlichen, das heisst im Persönlichen ergüssen. Erinnern Sie sich unseres ersten Händedrucks, der gemeinsamen Freude am Einsatz für das Frauenblatt? Viel Wertvolles gewährte der zunehmende Kontakt, den das Wachsen der Zeitung mit sich brachte. Die Einführung in das Labyrinth der Presse, mein Teilnehmendürfen an der nicht geanteten Vielfalt redaktioneller Arbeit, Ihr erstes Bemühen, der Zeitung zu hohem Niveau zu verhehlen und nicht zuletzt Einsicht und Vertrauen, wenn Wetterwolken neurgalische Punkte störten — in allem, das heisst in den vielen um das Frauenblatt kreisenden Gesprächen stiess ich, liebe BWK, auf den Kern Ihrer Wesensart.

Als Sie mir seinerzeit das Liliputbüchlein «Die Zeitung — kurz belichtet» mit schalkhaftem Zwickern «Das genügt vorläufig» in die Hände drückten, liefen Sie schon fest in den Zielen unseres Frauenblattes. Das Massgebende für die gute Führung einer Zeitung, sagten Sie, liege im Zeitaufwand und im Verhältnis zur Leserschaft. Wie haben Sie, von damals bis heute, mit dem Faktor Zeit gekämpft und neben der Ihnen sehr dankbaren Leserschaft auch jene «Kritischen» noch gewonnen, die statt Blüten Stacheln treiben! Die Freiheit eines Redaktors hat zwei Seiten. ... es aber an einer Frauenzeitung «allen recht zu machen», ist wirklich «eine Sache, die niemand kann». Die Sammelmappe «Briefe

unserer Leserschaft» ist druckenswert — Ihr elastischer Lebensradius hat im In- und Ausland bis an entfernteste Türen gereicht, um für unser Frauenblatt das Beste einzuheimen.

Wohl fehlte das Redaktionsschild an der Birmensdorferstrasse, waren es am Ende Bewahrungsgründe Ihres inneren Wesens, die dem Schild den Weg versperrten? Der musische Mensch mag nicht immer an den Brotkorb denken, wenn er abends Einkehr hält bei sich. So war Ihre Stube eben beides, Redaktion und Sanktuarium, lärmfüllter Raum von Telefon und Radionachrichten, und manchmal stille Klausur, wenn die Muse sich zu Ihnen fand.

In Seenot vermisst niemand gerne den vertrauten Steuerermann. Wir vom «Schweizer Frauenblatt» nehmen deshalb ungern von Ihnen Abschied, liebe BWK, obwohl wir gut verstehen, dass Sie andere Segel hissen wollen, weil viel Zukurzgekommenes in Ihnen nach seinem Recht verlangt. Erzieher, Journalist, Dichter, Redaktor, Schriftsteller und obendrein noch tätiges Vorstandsmitglied des Zürcher Clubs der BGF zu sein, heisst sich berechtigter Wechselströmung unterstellen wissen. Gemeinsam mit einer grossen Leserschaft, die fortwährend ihr Bedauern über Ihren Abschied meldet, dankt Ihnen der Vorstand und dankt Ihnen ganz besonders herzlich die Vorsitzende für die für unsere Sache eingesetzten Jahre. Wir wissen um die Zeit, die Kraft, die Hingabe, die Sie dem «Schweizer Frauenblatt» geopfert haben. Wir gedenken unserer gemeinsamen Arbeitsjahre, die sich um den Kulminationspunkt «Saffa 58» legten, wir gedenken der frohen und der schweren Zeiten, vieler wertvoller Begegnungen, die Sie zu gestalten vermochten, und wir danken Ihnen, liebe BWK, für alle Bereicherung, die Sie uns mit Ihrem grossen Anteil am Frauenblatt geschenkt haben.

Die Präsidentin des Vorstands  
der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»  
Dr. Olga Stämpfli

Ein Wort des Abschieds

Dieses Wort des Abschieds nach fünfeinhalb Jahren Redaktionstätigkeit am «Schweizer Frauenblatt» ist auch ein Wort des Dankes und richtet sich ebenso sehr an die Leserinnen wie an die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, an den Vorstand der Genossenschaft des Blattes und ganz besonders an dessen Präsidentin, Fräulein Dr. Olga Stämpfli, an die Administratorin, Frau C. Wyderko, nicht zuletzt aber auch an die Woche für Woche mit mir im Umbuchstam stehenden Herren K. Grimm und E. Lach sowie die Setzer in der Druckerei in Winterthur.

treu bleiben und habe dann aber die Möglichkeit, mein berufliches Wirkungsgebiet je nachdem thematisch abzugrenzen oder zu erweitern.

Mein ganz besonderer Dank gebührt der Präsidentin und den Mitgliedern des Vorstandes der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» für ihr grosszügiges Verständnis meinem Rücktrittsgesuch gegenüber, welches nun umständelhafter in den Zeitpunkt der den Leserinnen bereits angekündigten Reorganisation der Zeitung fiel, was nicht unbedingt voraussehen gewesen war.

Für viel Unterstützung, Mithilfe und mir entgegengebrachtes Vertrauen habe ich ebenfalls zu danken, für manche wertvolle Begegnung, die sich im Verlaufe meiner Redaktionstätigkeit ergab, und für viel berufliches und menschliches Erfahrungsgut, das ich mir dabei aneignen konnte. Ich wünsche dem Blatt in seiner neuen Erscheinungsart und unter der Leitung der zu seiner künftigen Redaktorin gewählten Frau Ruth Steinegger, Journalistin BR, Luzern, die ihre ganze Persönlichkeit, ihr ganzes Können zum Einsatz bringen wird, jene Resonanz, die ihm gebührt, einen zahlenmässig immer grösseren Abonnentinnenkreis. Möchten sich doch allein schon aus Gründen der Solidarität immer mehr Getreue zur Gemeinde der am politischen, sozialen und kulturellen Geschehen in unserem Lande interessierten Frauen jeden Alters und jeden Standes gesellen und bekennen!

Mit diesen Wünschen verabschiedet sich als Redaktorin des «Schweizer Frauenblattes»

Ihre Betty Wehrli-Knobel

«Die Neue» grüsst

Seine eigene Zeitung, seinen bestimmten Leserkreis haben, ist der Wunschraum jedes Journalisten. Mir ist dieser Wunschraum erfüllt worden, das Schweizer Frauenblatt liegt in meinen Händen! Es liegt wie Ton in meinen Händen, der gestaltet werden will, der eine Form, ein Gesicht bekommen und wenn möglich wie aus einem Guss geschaffen sein soll. Aber was sind das für Hände, die dieses Neue schaffen sollen? Sind sie geschickt genug, klug genug, gross und weit genug? Werden sie das schaffen können, was Kopf und Herz gemeinsam wollen?

Denn Kopf und Herz möchten viel! Sie möchten vor allem den Frauen Freude bereiten, ihre Probleme aufgreifen und versuchen, ihnen darüber manches zu sagen, was des Nachdenkens wert ist, sie möchten — auch, aber nicht nur — unterhalten, und weiter helfen auf dem Weg des Menschseins, sie möchten Bilder des Lebens einfangen und weitergeben und durch die Druckerschwarze hindurch das warme, pulsierende Blut, den ewigen Atem der Schöpfung spüren lassen. Ob es geigen wird?  
Ruth Steinegger

Im Zuge dieser Reformbestrebungen wurden in einigen schweizerischen Kantonen die ordentlichen Strafgerichte, in andern die Fürsorgeinstanzen oder spezialisierte Jugendgerichte zu Hauptorganen der Jugendstrafrechtspflege gemacht. Immer mehr Aufgaben wurden eigentlichen Jugendanwältinnen übertragen, und zwar in allen drei Verfahrensstadien (Untersuchung, Beurteilung und Vollzug).

Im Jugendstrafrecht des Schweizerischen Strafgesetzbuches wird der Fürsorge- und Erziehungszweck fast besonders betont, und zwar dadurch, dass die Strafen und Massnahmen

nicht nach der Schwere der Tat und dem Verschulden, sondern entsprechend der Persönlichkeit des Täters

verhängt werden. In diesem Sinne ist der Jugendstrafvollzug meist ein heilpädagogisches Problem, das in der Praxis zur Aufgabe eines ganzen Teams wird, in dem der Jurist, der Psychologe, der Pädagoge und Arzt zusammen versuchen, den jugendlichen Missetäter zu verstehen, einen neuen Weg zu führen — ihn zu heilen.

Hans Zulliger, unser wohl bekanntester Heilpädagoge, hat das sehr schön begründet, als er meinte, dass das Gewissen wohl als Anlage, aber nicht als Inhalt dem Menschen mitgegeben sei. Es bedarf eines Liebe- und verständnisvollen Partners im Leben jedes Menschen, damit er die Schranken der Moral und des Gewissens anerkenne und vor seinen Mitmenschen Respekt hat.

Neben einer Anstalt für die ganz Schwierigen, die Asozialen, die nicht nur die Gesellschaft, sondern auch sich selber gefährden, fehlt es in unserem Lande in erster Linie an einer voll ausgebauten, wirksamen Schutzauufsicht.

Das Strafgesetzbuch kennt 1. die Schutzauaufsicht für Jugendliche bei der bedingten Entlassung, beim bedingten Strafvollzug und beim Aufschub des Urteils; 2. die Erziehungsaufsicht für versorgte Kinder und Jugendliche. Die Erziehungsaufsicht verfolgt denselben Zweck wie die Schutzauaufsicht, die obliegt aber meistens den betreffenden Erziehungsanstalten und Pflegefamilien und kann sich auch erschöpfen in gelegentlichen Besuchen von Aufsichtsbeamten.

Die Schutzauaufsicht kann gemäss StGB sechs Monate bis drei Jahre dauern; in der Praxis weiss man aber, dass ein Erziehungsziel nur erreicht werden kann, wenn die Schutzauaufsicht mindestens zwei Jahre gedauert hat. Das StGB lässt amtliche und private Schutzauaufsichter zu, auch wenn letzteres leider viel zu selten geschieht.

Dr. iur. Alfred Ledermann, der erfahrene Zentralsekretär der Pro Juventute hat auf dieses Problem in einer Sondernummer über Jugendkriminalität hingewiesen und gesagt: «Leider wird vielfach noch zu wenig oder auf ungeeignete Weise Gebrauch gemacht von dieser Möglichkeit, private Schutzauaufsichter einzusetzen, mit der resignierten Behauptung, man finde heute keine Privatpersonen mehr, welche freiwillig eine langfristige Jugendhilfeaufgabe übernehmen. Wir glauben, dass man vielleicht

1. das systematische Suchen nach solchen Männern und Frauen zu wenig intensiv betreibt; 2. die Vormundschaften, Schutzauaufsichten etc., welche Freiwilligen übertragen werden können, zu wenig sorgfältig aussucht; 3. die Freiwilligen nicht genügend auf ihre Aufgabe vorbereitet und sie nachher in ihrer Aufgabe ungenügend betreut und schützt.

Ganz allgemein sind wir überzeugt, dass alle Anstrengungen gemacht werden sollten, um die Durchführung der Schutzauaufsichten zu verbessern. Die gegenwärtige Ausgestaltung wird in vielen Fällen den Grundgedanken des Jugendstrafrechtes nicht gerecht. Das liegt nicht an dem amtlichen Fürsorgern, sondern an deren Überbelastung. Der Schutzauaufsichter muss sehr viel Zeit haben, um sich seinem Schützling richtig zu widmen. Ein Beamter ist doch einfach nicht in der Lage 50—100 Schützlingen wirklich Helfer und Erzieher zu sein! Die Schutzauaufsicht darf nicht

aus Zeitmangel zu einer reinen Kontrolltätigkeit werden.

Für die Ausgestaltung der Schutzauaufsicht ergeben sich darum zwei Forderungen:

- 1. Die Zahl der Schützlinge, die ein amtlicher Fürsorger zu betreuen hat, muss ganz erheblich reduziert werden; 2. Zur Übernahme der Schutzauaufsichten müssen in viel grösserem Umfang wie bisher freiwillige, private Schutzauaufsichter gezeugen werden.»

Da es sich bei den zu betreuenden Schützlingen um noch nicht verwahrloste und nicht versorgungsbefürdigte Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren handelt, die durch schädliche Milieueinflüsse, die Wirrnisse des Pubertätsalters und psychische Gründe einer besonderen Betreuung bedürfen, müssen die Schutzauaufsichter geschulte, vernünftige, innerlich gereifte Persönlichkeiten sein, die gewillt sind, eine ansehnliche Zeit den Jungen zur Verfügung zu stellen. Der Gefährdete muss zu einer nützlichen Freizeitgestaltung geführt werden, er muss Liebe zu seiner Berufsarbeit und Kontakt zu seinen Mitmenschen finden. Unter gesunden, fröhlichen Alterskameraden wird er jene Hilfe finden, die ihm bisher versagt blieb, und mit der Befriedigung über seine eigene Leistung kommt das Selbstbewusstsein, an dem er vorher einmal gestrauchelt ist.

Das Problem, mit dem Inkrafttreten des Strafvolzugs-Konkordats auch geeignete Heime und Anstalten für jugendliche Kriminelle zu schaffen, setzen sich Bund und Kantone auseinander. Mit der Aufgabe aber, aus den jugendlichen Gestrauchten später rechtschaffene Mitmenschen zu machen, müsste sich jeder Erwachsene eigentlich selber befassen. Nicht nur als Elternteil, als Lehrer und Erzieher, sondern als Glied einer menschlichen Gesellschaft, in der die Starken für die Schwachen, die Gesunden für die Kranken einzustehen haben.

Unsere kantonalen Fürsorgestellen nehmen dankbar alle Angebote von Hilfsbereitern an, die gewillt sind, nicht nur kurzfristig, sondern über Jahre hinaus Dienst an der Jugend zu tun. e. fa

## Eine Zürcher Opern-Uraufführung und ein Rückblick

Leider stand Martinus Oper «Griechische Passion», über die nachstehend unsere Musikreferenten berichtet, nur kurz auf dem Theaterzettel. Um die Vielen, die das Werk nicht auf der Bühne sehen konnten, trotzdem damit bekannt zu machen, beginnen wir in der nächsten Nummer mit dem Abdruck des gleichnamigen Romans von Niko Kazantzakis. Aber auch wer die Oper gesehen hat, wird das meisterhaft geschriebene Buch, das sich mit den tiefsten christlichen Lebensfragen auseinandersetzt, mit Ergriffenheit lesen.

Das bedeutendste Ereignis der diesjährigen Zürcher Juni-Festwochen im Stadttheater war zweifellos die Uraufführung der «Griechischen Passion», der nachgelassenen Oper des 1959 im 69. Lebensjahr in Liestal bei Basel gestorbenen grossen tschechischen Komponisten Bohuslav Martinu. Hier haben wir eine höchst eindrucksvolle Musikschöpfung, die zwischen Oper und Oratorium die Mitte haltend, ebensosehr ein Ausdruck zeitgenössischen Erlebens ist wie ein Zeugnis einer grossen musikalischen Könnerschaft. Der Komponist hat sich den Text zu diesem Werk in vier Akten selber nach dem gleichnamigen Roman des griechischen Dichters Niko Kazantzakis geschrieben. Die Fabel: In einem griechischen Bergdorf will der Priester die Passion Christi von den Dorfleuten darstellen lassen und verteilt die Rollen. Manolios, der fromme Schafhirte, soll den Christus spielen; die verführerische Witwe Katerina die Maria Magdalena, usw. Da erscheint, von ihrem Priester angeführt, eine Flüchtlingschar, bittet um Aufnahme im Dorf. Doch der Priester Gregoris verweigert den Unglücklichen alle Hilfe. Manolios und ein paar andere Dorfleute aber nehmen sich ihrer an, ziehen mit ihnen in die Berge. Und allmählich identifiziert sich der einfache Hirte immer mehr mit seiner Christusrolle, wird zum Tröster der Elenden, von den Mächtigen seines Dorfes verurteilt und ausgestossen und findet schliesslich vor dem Portal der Kirche von der Hand des Judasdarstellers den Tod. Die Flüchtlinge aber ziehen weiter ins Ungewisse. Die Tragödie der Masse wie das

Schicksal des über sich selbst und seine Umwelt hinauswachsenden Einzelnen (auch Katerina wird am Ende zur Maria-Magdalena) ist hier in gleicher Weise packend gestaltet. Es geht vor allem von der Musik Martinus eine tiefbewegende Wirkung aus, die teilweise durch die Anklänge einerseits an altslawische Kirchenmusik, andererseits an die volkstümliche Musik der tschechischen Heimat des Komponisten erzeugt wird. Alles in allem haben wir es mit dem Werk eines begnadeten Künstlers zu tun, das zweifellos seinen Weg über viele Bühnen machen wird.

Dass der Eindruck der «Griechischen Passion» bei der Zürcher Uraufführung ein so starker war, ist zu einem guten Teil auch der hervorragenden musikalischen wie szenischen Wiedergabe zu verdanken. Paul Sacher, der spiritus rector des «Collegium musicum» Basel, ein naher Freund Martinus', dem er gerade in dessen letzten Lebensjahren besonders eng verbunden war, hat sich mit ebensoviel Sachkenntnis wie liebevoller Hingabe der kostbaren Hinterlassenschaft des Komponisten angenommen und sie zu überzeugender musikalischer Wirkung gebracht. Direktor Herbert Graf Regie war gekennzeichnet durch meisterhafte Einführung in den dramatischen wie den religiösen und menschlichen Gehalt des Werkes. Sie wurde unterstützt von den stimmungsvollen Bühnenbildnern Theo Ottos, in denen uns einzig die zu «materialistisch» gestalteten religiösen Symbole nicht überzeugten. Prachtvoll sangen die vereinigten Chöre der Stadttheater Zürich und Luzern. Unter den Solisten gaben vor allem Glade Peterson (Manolios), Sandra Warfield (Katerina), James Pesse (Priester Gregoris) und Heinz Borst (Priester Fotis) eindrucksvolle Leistungen.

Blickt man auf die vergangene Spielzeit des Zürcher Stadttheaters zurück, die erste seit der Berufung des neuen Direktors Dr. Herbert Graf, so ist festzustellen, dass Zürich erfreulicherweise endlich auf dem Weg zu der durch hohe Qualitäten ausgezeichneten Oper ist, die wir uns schon lange für die grösste Stadt wünschen. Die

Juni-Festspiele sollten freilich noch «festlicher» sein. Sie hatten neben der Uraufführung der «Griechischen Passion» kaum bemerkenswertes Neues zu bieten, denn Hans-Werner Henzes Oper «Elegie für junge Liebende», die kurz nach ihrer Uraufführung in Deutschland als Gastspiel der Bayrischen Staatsoper München in Zürich geboht wurde, hat uns weder musikalisch noch textlich überzeugen können. Daneben gab es fast ausschliesslich Reprisen aus dem Repertoire der abgelaufenen Saison, z. T. mit prominenten Gästen. So blieb es für diesmal bei einer Art Zusammenfassung des Geleisteten, was an sich nicht wenig war, denkt man an die überragende Otello-Aufführung, den «Jünglingen «Rosenkavalier», an «Cosi fan tutte», «Traviata», «Samson und Dalila» — alles hochqualifizierte Leistungen, die beweisen, dass die in die neue Leitung gesetzten Hoffnungen nicht vergeblich waren. Und zweifellos wird Zürich es unter solch sicherer Führung in einem andern Jahr auch zu wirklichen Opern-«Festspielen» bringen. -s.

Man spricht so viel von der Erbsünde, viel seltener von angeborener Güte. Augenscheinlich lässt sich das Veruorene und Abwegige leichter beschreiben, und derbe, gnadenlose Enthüllungen des Bösen in imposanter oder ersetzender Weise gelingen besser als Darstellungen der Güte, die jener Personalwert ist, der keines komplementären Zusatzes bedarf, aber jeden ethischen Wert erhöht. Güte als wohlwollende Anteilnahme, Hilfsbereitschaft aus freier Regung, schenkendes und erwärmendes Verhalten zu den Mitmenschen — das ist der Grundton echter Menschlichkeit. Sie erscheint meist in Begleitung der Heiterkeit, ohne direkt von ihr abhängig zu sein. Es gibt nämlich auch gültige Menschen, die mürriisch sind, ja, ihre Güte schamhaft hinter einer Unhöflichkeit oder einem rauhen Wort verbergen. Güte ist die Unfähigkeit, jemanden zu beneiden, jemandem etwas Böses zu wünschen, sie ist Absage an Ruhmsucht und Rache, und sie ist die Fähigkeit, wo man keine Sympathie empfindet, vorüberzugehen. Zenta Maurina

## Frauliches Wirken

### Ein Interessanter Weltkongress

Ueber 300 Frauen aus Holland, England, Italien, Kanada, USA und natürlich auch aus allen Ecken Frankreichs versammelten sich im Juni dieses Jahres in Bordeaux, um die Lage der Unternehmerinnen — zu denen sämtliche Delegierte gehörten — zu studieren und zu diskutieren. Dieser Kongress war auf jeden Fall gerechtfertigt durch die immer stärker werdende Beteiligung der Frauen am Wirtschaftsleben der verschiedenen Länder. In den USA hat sich seit 1940 die Zahl der durch Frauen geleiteten Betriebe mehr als verdoppelt. In Frankreich üben die Frauen erfolgreich die Kontrolle über die Hälfte aller Industrie- und Handelsunternehmen aus.

Der Kongress wurde organisiert von der Association mondiale des femmes chefs d'entreprises, gegründet von Mme Foinant, Frankreich. Die am wenigsten wichtige Teilnehmerin beschäftigt immerhin 50 Arbeiter, und unter den einflussreichsten war Frau Ahlmann, Deutschland, die 2000 Arbeiter unter sich hat und eine Rheinflotte besitzt. Mme Foinant selber, trotz ihrer 78 Jahre noch sehr aktiv, leitet die Eisenwarengeschäfte Savarin-Foinant, mit Fabriken in Charleville und Hapsvitz in Paris. Während des ersten Weltkrieges war sie für ihren Mann einflussreich, wurde nach dem Kriege seine Mitarbeiterin und übernahm nach seinem Tode 1928 allein die Leitung der Betriebe. Sie wurde 1945 als erste Frau Mitglied der französischen Handelskammer. In Bordeaux erzählte Mme Foinant von diesem Ereignis mit der ironischen Bemerkung, die Eisenwaren seien durch eine Frau, die Damenschneiderateller hingegen durch einen Mann vertreten gewesen.

Unter den Kongressteilnehmerinnen leitet z. B. eine Frau einen Betrieb, der sich mit Sonderlingen nach Mineralien und Wasser und mit der Beschaffung des Bodens befasst, auf dem Paläste, Monumente, Brücken usw. erbaut werden sollen. Eine andere hat seit Jahren die Leitung einer Autozubehörfabrik in Paris inne, die Tag und Nacht geöffnet ist; ihre 52 Angestellten, die sich mit Reparaturen und Verkauf befassen, schätzen sie sehr, nicht nur wegen ihrer Fachkenntnisse, sondern auch wegen ihres Charmes. Mme Charpentier, Nachfolgerin ihres Mannes in der Leitung eines Bauunternehmens, sagte unter anderem: wir sind alle Unternehmerinnen, keine stützzeitigen; wir sind «business women», aber keine wilden Tiere ohne jede Empfindung. Wir bleiben Frauen, Gattinnen und Mütter. Mme Charpentier selbst — Experte an einer Schule für Steinmetze — wird von ihren Kindern und Freunden als ausgezeichnete Köchin gepriesen, und ihr Haus ist ausserordentlich elegant und gepflegt.

Fräulein Elisabeth Tamagnone aus Turin, Initiatorin des Italienischen Verbandes, leitet seit 1946 die See- und Luftabteilung der Firma «Saima» (Adriatische Spedition International). Sie fällt ihre Stellung mit grossem Erfolg aus und genießt die Achtung ihrer 110 Angestellten, alles Männer, die ihre ausgeglichene und massvolle Persönlichkeit schätzen. Fräulein Albertina Cei sieht seit 16 Jahren an der Spitze der administrativen und kommerziellen Abteilung einer der grössten Fiatagenturen in Turin, geachtet und verehrt; sie ist Sportlerin, betätigt sich in Tennis und Fechten und lenkt ihren Wagen sicherer als viele Männer.

Frau Zamboni Colombo ist als Besitzerin und Leiterin der «Transtalia» ständig auf der Reise; im Moment organisiert sie gerade Luftkreuzfahrten in verschiedene Länder zu reduziertem Preis. Sie spricht verschiedene Sprachen, und ihr Beruf lässt ihr kein Augenblick der Musse.

Marion Taylor Abbaquano besitzt und führt seit 1947 einen Verlag und verlegt hauptsächlich philo-

sophische, soziologische und psychologische Werke. Marie-Luza befasst sich mit der «publicity» der Firma Carpano, Adelaide Fondo ist Bevollmächtigte der Firma Lavazza. Was man käme zu keinem Ende, wenn man alle aufzählen wollte, die grosse Verantwortung tragen und dies mit Erfolg tun.

Ein interessantes Detail wies noch zu erwähnen: seit 1956 hat es in keinem von einer Frau geleiteten Betrieb in Frankreich Streiks gegeben, da die Frauen Verständnis zeigen und die gerechten Forderungen ihrer Angestellten zu erfüllen wissen.

Übrigens war die Dauer der Reden an diesem Kongress auf zwei Minuten beschränkt; niemand hat diese Limite überschritten. loschi (Übersetzt von hsg)

### 80 Jahre Textilfachschule Zürich

Die Textilfachschule Zürich (bis vor 15 Jahren bekannt als Seidenwebeschule) lud am 14. und 15. Juli a. c. als Abschluss ihres 80. Schuljahres zu einer besonders sorgfältig vorbereiteten Ausstellung ein. Gut ausgedachte und beachtliche Proben der Schülerarbeiten zeigten die oft komplizierten und minutiösen Vorgänge, die vom Entwurf bis zum fertig ausgerichteten und bedruckten Stoff nötig sind. Die Seidenraupenzucht — von der Schule zu Demonstrationszwecken unterhalten — wurde an beiden Besuchstagen praktisch ausgewertet: unentwegt waren zwei Frauen Cocons in heisses Wasser, lösten davon zarreste Seidenfäden und haspelten sie in scheinbar endloser Folge ab. Im Prüflaboratorium und namentlich in der neu erstellten Materialsammlung fesselten dagegen künstliche Fasern und Garne, wie sie in den letzten 15 Jahren von der Chemie erzeugt werden und die Textilindustrie zu ständiger Anpassung und Auseinandersetzung mit neuen Problemen zwingen.

Auch die neuen Automaten im grossen, hellen Maschinenraum veranschaulichten die tiefgreifende Wandlung, der sich die Textilindustrie unterziehen musste. Wahre technische Wunderwerke, mit elektrischen Kontroll- und Steuereinrichtungen versehen, produzieren heute unsere Gewebe, ersetzen einerseits ungezählte Menschenhände, verlangen aber andererseits getrieberisch nach gut geschulten und überlegenen Fachleuten. Sorgfältig ausgebildete Disponenten, Kartenschläger, Weberetechniker und wie sie alle heissen, bieten Gewähr dafür, dass der Maschinenpark eines Betriebes richtig ausgenutzt und unterhalten wird; die Textilfachschule hat darum an Aktualitätswert gewonnen, hilft sie doch, den Weltruf unserer einheimischen Textilwirtschaft auch in Zukunft zu sichern.

Die jungen Leute werden ihren Ehrgeiz dareinsetzen, dass Muster ihrer Produktion eines Tages Einzugs halten in die reichhaltige Textilsammlung der Schule, die an den Besuchstagen offen stand. Die Kollektion verfügt über einen wahren Schatz an interessanten Geweben aus vergangenen Jahrhunderten, wird aber mit Proben und Experimenten allermeisten Schaffensbuchstäbchen je Jour gehalten und so in lebendige Beziehung mit der praktischen Ausbildung gefasst.

### Das Swiss hostel for girls in London

das Heim für junge Schweizerinnen, das im Januar 1958 eröffnet wurde, erfreut sich stets eines regen Zuspruches. Aus dem am 20. Juni 1961 an der Jahresversammlung vorgelegten Bericht der Leiterin, Fräulein Rosie Preiswerk, entnehmen wir folgendes:

Das vergangene Jahr brachte uns eine Rekordzahl von 19 893 (1959: 19 742) Übernachtungen. Die Zahl der einzelnen Besucherinnen sank auf 1553 (1959: 1654), was aber nichts anderes heissen will, als dass wir mehr langfristige Gäste hatten. Es scheint sich in der Schweiz herumgesprochen zu haben, dass die Au-Pair- oder Mother's-Help-Systeme viele Eltern es vor, den Schulbesuch zu ermöglichen. Im Berichtsjahr hatten wir wiederum 270 (1959: 273) ausländische Gäste, vorwiegend Deutsche, Französinen, Italienerinnen und Oesterreicherinnen. Um der Nachfrage schweizerischeresersten genügen zu können, müssen wir zu unsern Bedauern in der Aufnahme von Ausländerinnen zurückhalten, freuen uns aber immer, sie zu speziellen Anlässen willkommen zu heissen. Das Weihnachtstfest, zu dem eine Schweizerin drei reizende indische Studentinnen mitbrachte, bleibt uns unvergessen.

Wir haben unserer Bestimmung gemäss auch einzelne finanziell bedrängte Töchter gratis oder zu reduziertem Preise aufgenommen. Im allgemeinen haben wir wenig Töchter, die aus finanziellen Gründen in Not geraten. Die Schwierigkeiten, denen wir hauptsächlich begegnen, liegen auf einer andern Ebene und sind nicht auf Töchter aus einfachen Verhältnissen beschränkt. Die junge Generation wächst in einer Gesellschaft auf, die alte Wertbegriffe verliert und nicht ersetzt hat. Die Bindungen der Familie sind oft so lose, dass die Kinder nicht wissen, wohin sie gehören. Sie fühlen sich einsam und ungeschützt. Was wir in dieser Beziehung zu hören bekommen, ist ein erschütterndes Kapitel. Kein Wunder, dass die Töchter oft labil und moralisch verwirrt sind. Nach aussen selbstsicher und unabhängig, suchen sie im Grunde Schutz und Führung.

Das Hostel wird etwa mit einer Art «Finishing School» verwechselt. Eltern, die ihren Töchtern mehr Meister werden, wollen uns die ganze Verantwortung auf die aufliegen und erwarten von uns, dass wir die Verwandlung einer Existentialistin in eine junge Weltmame fertigbringen. Wenn immer möglich, lehnen wir es ab, Töchter unter 18 Jahren aufzunehmen.

Unser Fernsehapparat wird sehr geschätzt. Es ist schwierig, zu beurteilen, ob das Fernsehen dazu beiträgt, die Töchter mehr aus Haus zu binden und ihre Englischkenntnisse zu erweitern. Tatsache ist, dass der Fernsehraum nie mehr besetzt ist, als wenn ein Wildwestfilm auf dem Programm steht.

Die von uns veranstalteten Vorträge waren weniger gut besucht als in den vorangegangenen Jahren. Ist das eine Folge des Fernsehens oder Mangel an Interesse und allgemeine Apathie? Leider machen nur wenige unserer Töchter Anstrengungen, ihren kulturellen Horizont zu erweitern und noch weniger sind von wirklich wesentlichen und letzten Fragen umtrieben.

Badetaschen usw. KADY BOUTIQUE Gesellschaftsschule Ecole de Savorivivre Kursbeginn: 15. Sept., 3. Okt. und 28. Jan. 1962 für Damen, Herren und Ehepaare Protokoll - Telefon - Auskunftsdienst KADY SERVICES Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87 Fortsetzung Rennweg-Lindenhof Zürich 1

# Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenten Frauen

Herausgegeben von der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung  
Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 0694

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenten Frauen  
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

## Immer das gleiche Thema

höchst langweilig sagen uns die andern, aber zutiefst notwendig sagen wir

### Der Alkoholismus: ein Rauschgift wie ein anderes

(BSF) Zunächst betrachtete man den Alkoholismus wie ein Laster, eine Art Perversität. Dank einer objektiveren Beurteilung gelangte man dann aber dazu, ihn als Krankheit anzuerkennen.

Heute müssen wir zugeben, dass wir es tatsächlich mit einer Krankheit zu tun haben; der Alkoholismus weist sehr ausgeprägte Besonderheiten auf, so dass er den klassischen Rauschgiftsuchten (Opiomanie, Kokainomanie) zuzurechnen ist.

Eine erste Feststellung drängt sich auf: während die Wissenschaft der Gegenwart den Rückgang fast aller Krankheiten bewirken oder doch mindestens deren Ausdehnung begrenzen konnte, nimmt der Alkoholismus ständig zu und zwar mit einer beängstigenden Intensität. Vom soziologischen Standpunkt aus bedeutet das bereits eine Folgerung: diese Geißel — denn es ist eine — enthält in sich selbst einen Keim nicht nur der Selbsterhaltung, sondern der Entwicklung.

Man versteht ohne weiteres, wieso der Alkohol der Verursacher einer wirklichen Vergiftung ist oder werden kann, wenn man ihn ganz einfach und objektiv auf seine pharmakologische Zusammensetzung hin prüft. Tatsächlich ist er ein Narkotikum, das ein Wohlgefühl hervorruft: er entspannt und der übermüdete und erschöpfte Mensch wird gesellig und lebhaft. Diese Phase von Wohlbehagen und leichter Angetretheit wird bei genügender Kontrolle des Alkoholenusses abgelöst von einer angenehmen Unempfindlichkeit, die zum wieder gutmachenden Schlaf führt.

Wird man sich aber bewusst, dass diese Anreue und dieses Wohlbehagen von einer im Grunde verbotenen Unempfindlichkeit höherer Lebenszentren herrühren, begreift man sofort und ohne Schwierigkeit, dass daraus eine Verminderung der Persönlichkeit entsteht.

Es stellt sich also ein wirklicher Rückschritt ein, verbunden mit einer Euphorie, die die Selbstbeurteilung unwiederbringlich aufhebt.

Wenn vom sozialen Standpunkt aus ein Befähigungsmittel irgendeiner Art eine genaue und sogar nützliche Funktion ausüben kann, ist es andererseits klar, dass es eine Fessel wird vom Augenblick an, wo dessen Einnahme gewisse Grenzen überschreitet. Dies war in China der Fall, als nach dem Abkommen von Nanking die Grenzen des Grossen Kaiserreiches dem Opium aus Indien geöffnet wurden. Dies ist auch in Europa zu gewärtigen, wo die Herstellung und der Vertrieb von Alkohol erschreckende Ausmasse annimmt.

Muss daran erinnert werden, dass die eidgenössischen Behörden mit einer Hand eine Million Franken ausgeben, um den Absatz alkoholischer Getränke des Inlandes zu erleichtern, während sie mit der andern Hand ganze 10 000 Franken dem Sekretariat gegen den Alkoholismus schenken?

Übernimmt man die Definition der Rauschgiftsucht, wie sie von der Weltgesundheitsorganisation aufgestellt worden ist, kann man nicht umhin, zuzugeben, dass der Alkoholismus als nichts anderes denn eine Form derselben anzusehen ist.

Zwischen der normalen Konsumation von alkoholischen Getränken und dem ausgesprochenen Alkoholismus besteht ein gewisser Spielraum, der aber sehr leicht überschritten werden kann. Es ist Aufgabe des Volkes wie verschiedener Organisationen, denen die Volksgesundheit am Herzen liegt, eine kräftige Propaganda für vorbeugende Massnahmen zu unternehmen.

All dies ist aber rein gar nichts, wenn man nicht über die nötige gesetzliche Handhabung verfügt, die erlaubt, den Alkoholiker selbst gegen seinen Willen zu behandeln: während nämlich im allgemeinen jeder Kranke die Gesundheit sucht und wünscht, macht sich der zur Selbstkritik unfähige Alkoholiker nicht klar, in welcher Lage er sich tatsächlich befindet; er sucht im Arzt weit mehr einen ihn entschuldigenden und freisprechenden Komplizen.

Als Basis jeder therapeutischen Behandlung des Alkoholismus muss deshalb eine Gesetzgebung geschaffen werden, die zur Ergriffung einer Reihe von Massnahmen berechtigt. Dies ist der Fall im Kanton Waadt. Es steht zu wünschen, dass in bisher jeder solchen Gesetzgebung abgesehen Kantone die weibliche Wählerschaft, wie sie heute bereits in Genf und Neuenburg — und hoffentlich bald auch in der übrigen Schweiz — mitwirken kann, den Erlass der unbedingt nötigen gesetzlichen Bestimmungen herbeiführen wird.

Prof. Dr. M. H. Thelin

### Wer ist Alkoholiker?

In der Abteilung «Der kranke Mensch» der HYSIPA ist auch eine Gruppe dem Alkoholismus gewidmet. «Wer ist Alkoholiker?», so lautet die Überschrift einer Grosstafel, auf welcher dazu die folgende Antwort gegeben wird: «Jeder übermässige Gelegenheits- oder Gewohnheitstrinker, wenn seine Abhängigkeit vom Alkohol eine oder mehrere der folgenden Störungen hervorruft: soziale Anpassungsschwierigkeiten, Störungen der mitmenschlichen Beziehungen, wirtschaftliche Leistungseinbusse, körperliche, charakterliche oder intellektuelle Gesundheitsschädigung.»

Am gleichen Orte findet der Beschauer darüber folgende Aufklärung: «Alkoholismus ist eine heilbare Krankheit; daher keine Strafe, sondern Fürsorge und Behandlung!»

Wie kommt es zum chronischen Alkoholismus? Die HYSIPA antwortete darauf kurz und bündig: «Seine Ursachen sind seelische Konflikte, soziale Schwierigkeiten, unsere Trinksitten.» SAS

### Betreute Alkoholiker in der Schweiz

Zum erstenmal hat das Statistische Jahrbuch der Schweiz Angaben über die Fürsorgestellen für Alkoholiker veröffentlicht. An der Statistik beteiligten sich 88 Fürsorgestellen, welche Zahl ungefähr dreieinhalbmal so hoch ist wie die Zahl der Fürsorgestellen der Schweiz umfasst. Die dabei gefundene Zahl von 26 314 Betreuungsaufnahmen in den Jahren 1951 bis 1958 ist also etwas kleiner als die wirkliche Zahl aller betreuten Alkoholismusfälle. Vor allem entgehen weit mehr als die Hälfte der Alkoholkranken jeder fürsorgelichen Betreuung oder ärztlichen Behandlung, zum Teil schon infolge des Fehlens von Fürsorgestellen in ausgedehnten Gebieten der Schweiz. — Von den rund 26 300 Betreuungsfällen betreffen 2070, d. h. rund 8 Prozent, das weibliche Geschlecht.

Wie gross die Zahl aller in unserem Lande unter der Trunksucht von Vater oder Mutter leidenden Kinder im ganzen sein muss, ergibt sich daraus, dass die Zahl der Kinder bei den erfassten Fällen 34 876 erreicht; davon waren 23 617 minderjährig. SAS

## Es kommt eben aufs «Masshalten» an

denkt und sagt man etwa, und das mag für den einzelnen unter Umständen auch richtig sein. Aber wir stehen ja vor einer wachsenden Alkoholnot und haben sie um unseres Volkes und der Kinder, und der Zukunft willen einzudämmen, und die Prohibition nicht in Frage kommt, bleibt vor allem Erziehung übrig, Erziehung zu jenem Widerstand, der die Menschen vor einer allgegenwärtigen Verführung feiert und vor dem Abhängigwerden bewahren soll. Eine grosse Erziehungsaufgabe fürwahr! Und es sind ihrer nicht zu viele, die sie sehen, geschweige denn, anpacken. Und doch müssen wir sie lösen, wenn wir an die Zukunft glauben wollen! Es gilt vor allem, die vielen Schwächeren, die nach ein wenig Erlebnis, Glück und Abenteuer dürsten, davor zu bewahren, dass sie durch die tausendfachen Verführungskünste der Gesellschaft und des Handels abhängig werden. Diese Schwächeren sind ja

keineswegs die wertlosen, oft sind sie gerade besonders wertvolle Menschen, weil in ihnen eine grosse Feinfühligkeit und Hingabefähigkeit vorhanden ist, wozu oft noch hohe Begabung kommt.

Es mag befremdend und widersinnig scheinen, aber es ist so, dass gerade die Mässigen zum Trinken verführen, besonders wenn der Neuling sie an Menschen erlebt, die ihm Achtung einflössen. Man macht sich selten genug klar, wie sehr wir Menschen unser Verhalten nach Vorbildern richten, meistens ohne uns viel dabei zu denken. Man kann kein Churchill sein, aber wie er rauchen. Man kann nicht Professor X oder Politiker Y sein, aber wie sie trinken. Die Art, wie ein Angesehener trinkt oder speckt, wird ihm «getreulich abguckt». Der Trugschluss, dass das «Wahrzeichen» der Prominenz auch Hilfsmittel zu ihr sei, ist nur allzubegreiflich. Wenn Ärzte, Lehrer, Pfarrer, Richter, Ratsherren, Künstler und Wissenschaftler, die man kennt, also Leute die durch ihre Leistungen, ihre Bildung und durch ihre schöpferische Persönlichkeit bereichern und beglücken — wenn sie, wie man so «sinnig» sagt, «einen guten Tropfen» und ein «Gläschen in Ehren» nicht verachten, wie kann man es dann dem einfachen Bürger und noch weniger dem Jugendlichen verargen, wenn er dasselbe tut? Ihr Beispiel ist eben mehr als eine gute Entscheidung, es ist ein treffiger Grund zur Nachahmung, und es sind gerade das Ansehen und der hohe Bildungsstand, was verführt. Vom Angesehenen aus mag das Beispiel der Mässigkeit gut gemeint sein, und ist es sicher auch in der Regel. Er hat sich in der Hand und überschreitet nicht die Grenzen. Damit ist allerdings die Tatsache, dass es (in dieser Hinsicht) ungeheuer viele Schwache gibt, nicht aus der Welt geschafft, und für die Schwachen ist das Beispiel der Mässigkeit ein giftiger Köder.

Das heisst nicht, dass nun von allen Höhergestellten Abstinenz verlangt werde. Der Wert ihrer Leistung besteht unabhängig von ihrem Verhalten zum Alkohol. Und manchem wäre mit Konsequenz Enthaltensamkeit zuviel zugemutet. Wir dürfen Goethe nicht minder ehren und lesen, weil er Wein trank, oder andere Grosse verachten, weil sie sich gar manchmal betranken. Gewiss wäre die Wirkung ungeheuer und die ganze Macht der Alkoholkategorie würde wie ein Kartenhaus zusammen sinken, wenn auch nur die Mehrzahl der Angesehenen, der Ärzte, Lehrer, und Ratsherren vor allem, es fertig brächte, fröhliche, klare Abstinenten zu sein, sieht man doch immer wieder, wie nur schon das Beispiel einer einzelnen, hochangesehenen Persönlichkeit eine unzählige weitreichende, segensreiche Wirkung haben kann. Kein Zweifel: Alkoholabhängigkeit wird dann am wirksamsten angegangen, wenn die geistige Elite ihre Aufgabe erkennt. Verlangen kann man das nicht; aber es ist sicher nicht unbillig zu erwarten, dass der Prominentkraft seiner grösseren Intelligenz, die man ihm wohl zubilligen muss, die Frage der Mässigkeit weiterdenke und sich seiner Verantwortung gegenüber

den Mitmenschen bewusst werde. Es käme darauf an, dass die hochangesehene Persönlichkeit ihre Schwäche (in diesem Punkt) ihre (wenn auch mässige) Alkoholabhängigkeit ruhig zugeibt, und besonders der Jugend jederzeit ein anderes Verhalten empfiehlt. Wenn er meint, er «könne» das nicht, so täuscht er sich. Eine Schwäche zugeben können, ist ja gerade ein Kennzeichen und Vorrecht der Prominenz; man erkennt daran, dass diese echt ist. Das wäre eine Seite der «Mässigkeit», welche zu wenig gesehen wird.

Aus: «Ein Gläschen in Ehren» — Ein Wort über Mässigkeit von Dr. Ralph Bircher, Erlenbach-Zürich.

### «Gfreuts und Ungfreuts»

Ein bestimmtes «Nein, danke» wäre am Platz gewesen!

Ende Mai tagten in Lausanne rund 300 Delegierte des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs. Am Samstag besuchten sie, vor den Verhandlungen, die schöne gotische Kathedrale. Am Sonntag aber war der unterhaltende Teil von weniger hohem geistigen Niveau: der Lausanner Stadtrat hatte den Frauen, in Verbindung mit einem Ausflug, eine «visite de cave», den Besuch eines Weinkellers, offeriert. Und so stiegen die Frauen nicht in die Höhe, sondern... hinunter in einen der Weinkeller, wie man sie in welschen Rebbaugebieten zahlreich trifft und die schon manchem Weinbauern zum Verhängnis geworden sind. Wie ein welscher Landarzt, Dr. med. Francken, feststellte hat, ertönen seit einigen Jahren aus solchen Weinkellern spätabends immer mehr auch die Stimmen betrunkenen Frauen.

Sicher waren manche dieser Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs in ihrem Innersten etwas gekränkt darob, dass die Lausanner Stadtväter sie nicht einer Zerstreung von höherem geistigen Niveau für würdig erachtet hatten. Die Gegen am Genfersee ist reich an Naturschönheiten, an historischen Denkmälern und an kulturellen Werten und hätte so ganz andere geistige Genüsse zu bieten, als... die alkoholgeschwängerte Atmosphäre eines Weinkellers.

Die Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs hätten dem Lausanner Stadtrat eine verdiente Lektion erteilt, wenn sie die offerierte Zerstreung höflich, aber bestimmt abgelehnt hätten. Vielleicht hätte dies sogar den Lausanner Stadtvatern Eindruck gemacht! Jedenfalls aber hätten die Frauen den Beifall weitester Kreise für sich gehabt.

Durch ihr «Nein» hätten die Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs gezeigt dass sie eine Elite darstellen, welche sich weigert, männliche Trinksitten nachzumachen, die nicht mehr ins Zeitalter des Sports und des motorisierten Strassenverkehrs hineinpassen. I. S.

Mit einem frohen «Ja, gern» haben die Frauen zum herrlichen Traubensaft, zum Gespritzten und zum Süssmost gegriffen, der ihnen anlässlich der Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine von den Churerinnen geboten wurde. Gediegene, zeitgemässe Gastfreundschaft, wie sie heute, ganz besonders in Frauenkreisen, selbstverständlich sein sollte. J. V. M.

Wir danken herzlich dafür.

Die Vereinigung aargauischer Sozialarbeitender hatte zu einer Arbeitstagung über das Wochenende auf den Rügeli eingeladen. Die Veranstaltung stiess auf grosses Interesse aus allen Gebieten der Fürsorge fanden sich doch haupt- und nebenberufliche Mitarbeiter öffentlicher sowie privater Institutionen zusammen. In Anbetracht, dass sich sämtliche Sparten der Fürsorge immer wieder mit dem Alkoholismus und seinen unangenehmen Begleiterscheinungen auseinandersetzen müssen, wurde das Problem aus medizinischer, sozialer und rechtlicher Sicht behandelt. In der heutigen wirtschaftlichen Prosperität zeichnen sich veränderte Sitten ab, die allen Fürsorgestellen neue Aufgaben bereiten. Durch gemeinsame Anstrengungen aller Gutgesinnten und Verantwortungsbewussten muss den drohenden Suchtfahnen mit Aufklärung auf breiter Basis aber auch sinnvoller Gesetzgebung vorbeugend und helfend begegnet werden. Insbesondere wurde vorgesehen, in Verbindung mit Behörden, Amtsstellen, Ärzten, Pfarrern, Erziehern, Fürsorgeinstitutionen, kulturellen und wirtschaftlichen Organisationen die angebotenen Kontakte zu vertiefen und die Zusammenarbeit durch Kurse oder gemeinsame Veranstaltungen zu fördern. -de-

### Der Alkoholismus und seine sozialen Folgen

Ein von der Fraktion der CDU gestellter Antrag auf Bekämpfung der Suchtfahnen führte in der Plenarsitzung vom 1. Juni 1960 zu einer Aussprache von hohem Niveau. Sie ergab eine völlig interaktionale Übereinstimmung über die sozialen Konsequenzen des Alkoholmissbrauches. Denn der Begriff Suchtfahren, der an sich auch den Missbrauch des Morphiums und den bedenklich anschwellenden Medikamentenverbrauch einschliesst, war bewusst auf den Alkoholismus reduziert worden. Diese ohne Lautstärke gewissermassen im Kammerflügel, dafür aber mit um so grösserer Sachkenntnis geführte Aussprache bringen wir mit nur unwesentlichen Kürzungen im Wortlaut.

Die Ausführungen beider Rednerinnen — frei von jeder peinlichen dogmatischen Enge — Hessen Gefahren deutlich werden, über die sich die breite Öffentlichkeit nicht immer hinreichend klar zu sein scheint. Im sozialpolitischen Anschluss des Landtags wird über Vielfalt und Wirklichkeit der zu erfassenden Massnahmen gegen die wachsenden Suchtfahren beraten werden.

### Ottile Hoffmann

(Schluss)

XXIV.

Ein Leben lang wollte Ottile Hoffmann den Mühseligen und Beladenen dienen in erster Pflichterfüllung, und die Quellen der Kraft und der Erfolge, die sie immer als ein Zeichen von Gottes Güte ansah, lagen in ihrer tiefen Religiosität. Aber sie hatte als Idealistin auch den festen Glauben an das Gute und Edle im Menschen. — Als echte Hanseatin war sie bedächtigt, doch war ihr zur rechten Zeit ein entschlossener Wagemut zu eigen. Alle ihre heute noch lebenswichtigen Gründungen zeugen — von ihrem Weiblich. Sie besass die Zivilcourage, gegen den Strom zu schwimmen, jede Feinheit lag ihr fern. Sie hatte einen unbestechlichen Gerechtigkeitsinn. Dann musste sie auch Gerechtigkeit für die Frauen fordern, deren Los als Berufstätige sie zu bessern trachtete, wie auch damals für die Arbeiterschaft, und es ist bezeichnend, dass oft Arbeiter sie mit zum Bahnhof geleiteten, wenn sie zu einem Kongress fuhr. — Sie besass eine tiefe Heimatliebe, stolz auf ihr Deutschtum, wenn gleich sie sich stets dankbar der Freunde in England erinnerte. «Meine liebe Lady Carlisle sagte...» war bei ihr eine feststehende Redewendung. Ihr Wahlpruch war: Einer trage des andern Last. Sie verstand und verlieh menschliche Verletzungen. Selbstlos ertrug sie den Kummer, wenn Freunde ihre Idee nicht verstanden und sich von ihr abwandten oder — was noch mehr schmerzte — sie auslachten und nicht zuhören wollten, wenn sie frei ihre Meinung sagte. — Obwohl «Frauenrechtlerin», war das Mütterliche und Fräuleiche der Hauptzug ihres Wesens; immer wieder betonte sie, dass die Temperenzbewegung nichts anderes als «organisierte Mutterliebe» sei. — Sie war ihren Mitarbeiterinnen ein gültige, stärkende, alles belebende Führerin. In ihrer bescheidenen Art liess

sie sie gerne teilhaben an dem Dank, der ihr galt, und Ottile Hoffmann ehren, hiess nach ihrem Tode ihr Werk nicht nur fortsetzen, sondern ausweiten und vertiefen. Das hat der Deutsche Frauenbund für alkoholfreie Kultur veruscht.

XXV.

Aus der Fülle der Arbeit nur drei Daten: 1936 das Friesenhaus des Frauenbundes auf der Olympiade in Berlin zur Verpflegung der internationalen Sportlerinnen, 1942 Erwerb des schönen Kurhotels «Irene» auf Borkum, des beliebten Tagungshauses und Hotels mit Kneipp-Sanatorium, 1956 der Kongress des Weltbundes christlicher abstinenten Frauen, die Convention in Bremen, wo sich 1500 gleichgesinnte Frauen aus 42 Nationen im ehrwürdigen Rathaus und in der Glocke begegneten. — Heute — nach Krieg und Zerstörung fast aller alten Häuser — hat die Bremer Ortsgruppe wieder 10 neue alkoholfreie Gaststätten. Alle schuf Ottiles Nachfolgerin Anna Klara Fischer mit einer treuen Gefolgschaft. Seit 1955 ist sie auch als Bundesvorsitzende unermüdetlich für alle deutschen Ortsgruppen tätig und ist besorgt, dass der Frauenbund die aufklärende und vorbeugende Arbeit im Sinne seiner Begründerin fortsetzt, wo es um Volkswohlfahrt, schöpferische Freizeit, Volksgesundheit und Jugendschutz geht. Es werden Tagungen und Jugendlager veranstaltet, Schriften und Flugblätter herausgegeben, Vorträge und gesellige Abende veranstaltet und Filme gezeigt, die besonders für den alkoholfreien Strassenverkehr werben. Behutsam werden die internationalen Verbindungen gepflegt, und Anna Klara Fischer wurde zur zweiten Vizepräsidentin des Weltbundes gewählt.

Ottile Hoffmanns Leben und Wirken bleibt unvergessen, denn «hoch über des Alltags Getriebe und dem Feilschen der wirtschaftlichen Welt strahlen klar und rein die Sterne, zu denen sie unsern Blick lenkte, und hellau lodert das Feuer, das sie geweckt hat.»

# Wie Frauen leben

## und lebten

Es gibt Dinge, die endgültig vorbei sind, die niemals wiederkehren, gute Dinge und schlechte Dinge, solche, die wir bedauern und andere, bei deren Verlust wir erleichtert aufatmen. Der Strom der Zeit drängt unaufhaltsam vorwärts, an seinen Ufern liegen und vermodern die Ueberbleibsel vergangener Welten, und ein geschickter Geschichtsphilosoph könnte mit Leichtigkeit an Hand dieser Ueberbleibsel die alten Zeiten rekonstruieren. Wo zu Spielereien!

Auch im Leben der Frau hat sich Grundlegendes geändert. Sie steht nicht mehr auf ihrem Piedestal, umgeben von Minnesängern, thront nicht mehr als Porzellanfigur auf dem Rokokoischen, sie wartet nicht mehr stierend und bleichsüchtig hinter dem Ofen auf den Mann, den ihr die Eltern ausgewählt haben... Die Glaswand zwischen ihr und der Welt ist zerbrochen, sie hat sich aus einem literarischen Wesen in eines aus Fleisch und Blut verwandelt, ist ein lebendiger Mensch geworden mit Händen, denen erlaubt ist, schmutzig zu werden, mit einem eigenen Willen und einer selbständigen Persönlichkeit.

Ohne Zweifel: ihr Leben ist schwerer geworden, sie muss Probleme zu lösen versuchen, die sie früher kaum vom Hörensagen kannte, ihr Haus ist umbräut von Stürmen und oft vom Untergang bedroht. Und doch wartet ihrer eine neue Zukunft, eine Welt, die alle ihre Kräfte beansprucht, die sie braucht und die ohne ihre tapferen und ganzen Einsatz nicht wird bestehen können. Frau sein ist ein Privileg, heute mehr als je, wir sind die Zukunft und die Zukunft ist unser. RST

### Eine Hebamme in den Bergen

Sie ist klein, zierlich und beweglich; ihre Augen haben den dunklen Blick eines Vogels, aber ihre Hände greifen fest zu, und was darin ruht, hat es gut. Ihr Name tut nichts zur Sache, nennen wir sie Frau M.; ihr Beruf ist der einer privaten Hebamme. Frau M. ist in den Bergen zuhause. Ihr Arbeitsgebiet reicht weit. Oft muss sie in die entlegendsten Täler fahren, in Dörfer, die mit dem Auto nicht mehr erreichbar sind. Diese Frau M., was ist sie für eine prächtige Frau! Sie hat sich ein kleines Auto erspart, darin fährt sie ganz allein bei Tag und bei Nacht in den Bergen herum. Sie fürchtet sich nicht. Wenn man sie fragt, ob sie nicht gut daran täte, einen braven Hund neben sich zu haben, so antwortet sie: ein Hund sei gewiss gut, aber Schnauze, Pfoten und Fell des Hundes seien wenig hygienisch. Ihr Beruf verlange peinliche Sauberkeit; darum fahre sie lieber allein.

Um eine Geburt vorzubereiten, schaut Frau M. vorher Haus und Wöchnerin an. Sieht sie, dass das Kind innig erwünscht ist und mit Freude erwartet wird, so ist sie recht erleichtert und freut sich auch. Sie kontrolliert, ob für das Kind Vorsorge getroffen ist —, ob Bettstatt, Windeln, Jäckchen und Hemdchen in reichlicher Anzahl vorhanden sind und die Mutter das Haushalten, Waschen und Kochen versteht.

Ist eine Wöchnerin allein, der Mann auf Arbeit an fremder Dienststelle und auch sonst niemand zur Hand, so muss die Mutter sich nicht länger fürchten. Schon ist Frau M. an ihrer Seite, alle Angst kann besprochen, für alle Not ein Rat gefunden werden. Frau M. ist stolz auf ihre Verantwortung, die sie eine «schöne» Verantwortung nennt. Sie übernimmt einen Teil der Fürsorgearbeit, geht ohne Unterschied zu reichen und armen Müttern. Ist überall da, wo ihre Hilfe gebraucht wird. Oft bittet sie bei den Reichen um Wäsche für einen armen Säugling oder um Geld für dies und das; manche Bäterausstattung schaffte sie herbei. Sie berät die Mütter, schaut nach erkrankten Säuglingen, macht Spritzen und gibt acht, dass die Ernährung des Neugeborenen richtig ist.

Wo eine Geburt stattfindet, ist Wärme rot. Warmes Wasser wird gebraucht, und wenn der Tag kalt ist, muss Feuer im Ofen sein. Eines Morgens im Spätherbst wird Frau M. zu einem Lager von «Heimatlosen» gerufen, die zwar keine Zigeuner, aber in der Lebenshaltung mit ihnen verwandt und ebenso ungesund sind. Fünf Wohnwagen mit drei Familien waren kürzlich am Flussufer aufgetaucht und standen unter jungen Weidenbüschen kläglich im kalten Regen. Die mageren Pferde waren ausgemagert und neben ihnen, unerschüssig und frierend, standen die Männer.

Als Frau M. aus dem Auto stieg, stürzte ihr eine Meute Hunde kläffend entgegen, aber die Männer ließen sie zurück. Frau M. wurde zur Wöchnerin geführt, die in einem Wagen lag; sie sah gleich, dass ein Arzt nötig war und schickte einen der Männer nach ihm aus. Frau M. hatte in einer Schachtel allerlei mitgebracht — Leintücher, die sie ihrer Mutter heimlich aus dem Kasten genommen hatte, und Säuglingswäsche, von der sie immer einen Vorrat besass. Als der Doktor kam, fand er den armlässigen Wagen zur Klinik hergerichtet: Türlücken und Löcher in den Wänden waren mit Papier verstopft, die Wände mit frischen Leintüchern verhängt, ein Tisch sauber gedeckt, damit das medizinische Besteck darauf ausgelegt werden konnte. Mit zwei Stühlen

war die Wöchnerin in die richtige Lage gebracht, ein Korb als Bett für das Kind gerichtet, Wäsche bereitgelegt und eine Lampe über dem Tisch entzündet. Vor dem Wagen im Regen aber brannte ein mächtiges Feuer, über dem in einem Kessel Wasser kochte.

Als die «Heimatlosen» Frau M. so um eine ihrer Frauen besorgt sahen, schwand ihr Misstrauen; nun halfen alle: die Männer, indem sie trotz des strömenden Regens das Feuer in Brand hielten, die Frauen, indem sie das siedende Wasser schützten. Als das Kind geboren war, konnte Frau M. es baden und Mutter und Kind in warme Tücher hüllen.

Die Grossmutter, die wie eine echte Zigeunerin aussah, streckte Frau M. eine Handvoll Geldscheine entgegen und rief: «Hier ist Geld! Soviel Stolz besass sie! Aber Frau M. lächelte und sagte, dass es mit der Bezahlung nicht eile, denn sie käme jetzt alle Tage wieder, bis es Mutter und Kind wohl ergehe. Das tat sie auch treulich; und die drei Familien halfen ihr bei aller Arbeit und freuten sich mit ihr an dem Neugeborenen. Frau M.'s Mutter aber schüttelt noch heute den Kopf über das unerklärliche Verschwinden gewisser Leintücher.

Es war Winter, als Frau M. in ein hochgelegenes Bergdorf rief. Da war kein Doktor zur Hilfe, und der Schnee fiel dicht. So weit es möglich war, fuhr Frau M. mit dem Auto die Poststrasse hinauf; dann ging sie mit dem Bauern zu Fuss weiter. Der Schnee lag gut einen halben Meter hoch und sie hatte nur zierliche Gummistiefel und musste, um vorwärts zu kommen, in die Fusstapfen treten, die der Mann mit seinen grossen Schuhen in den Schnee gedrückt hatte. Drei Stunden stiegen sie bergan; sie war vom Schweiss nass und am Rande ihrer Kräfte.

So erreichte sie endlich das Haus der Wöchnerin, die vorzeitig in die Wehen gekommen war. Nichts war gerichtet, in der Kammer war es kalt, kein Feuer brannte im Ofen, in der Küche war das Herdfeuer erloschen. Da musste erst der Ofen geheizt, ein Feuer im Herd angezündet, der Wasserkessel aufgesetzt werden und alles, was mit der Wöchnerin und Geburt in Berührung kam, sauber mit Leinen abgedeckt werden. Als das Kind geboren war, badete Frau M. es in der Küche und legte es in eine Apfelkiste aus rohem Tannenholz, die sie weich ausgepolstert und mit warmen Tüchern ausgelegt hatte.

Und so schlafen noch viele Kinder in fernen Tälern und Bergdörfern in einer elenden Tannenholzkiste — aber wenn sie gesund sind und rote Backen haben, gross und kräftig werden und das Denken auch nicht vergessen, werden sie dafür sorgen, dass aus der Kiste ein gutes, festes Kinderbett wird. Dann hat ja wohl die schlimmste Not ein Ende, denn wenn kein Kind mehr an der Kälte liegt und hungert, ist auch die Hütte warm, und die Eltern sind satt. J. M.

### Prärie-Reporterin

Cora Hinds Karriere war ungewöhnlich und reich an Höhepunkten. Als landwirtschaftliche Redaktorin der einflussreichen «Winnipeg Free Press», der grössten Zeitung der kanadischen Prärie, war sie eine weithin bekannte Persönlichkeit. In einem bemerkenswerten Buch ist die Geschichte ihres Lebens verewigt.

Als Neunzehnjährige kam Cora Hind Anno 1870 nach Winnipeg, zu einer Zeit, als noch die Ochsenkarren über die holprigen Wege der heutigen Prärie-Metropole führen. Sie versuchte eine Anstellung als Reporterin zu erlangen, doch da es für Mädchen damals nicht üblich war, für Zeitungen zu arbeiten, wurde ihr Angebot abgewiesen. Cora liess sich aber dadurch nicht in ihren Zukunftsplänen beirren. Sie nahm verschiedene Bostellen an — und im Jahre 1901 lachte ihr endlich das Glück: eine Stelle bei der «Winnipeg Free Press». Vierzig Jahre lang blieb sie im Dienst dieser grossen Zeitung und bekleidete (wie sie zu sagen pflegte) «vierzig Jahre jene Position, aus die sie zwanzig Jahre gewartet hatte...»

Mit der ihr eigenen Gründlichkeit hatte sie das Farmwesen des Westens studiert und als sie schliesslich die sehr wichtige Position als landwirtschaftliche Redaktorin einnahm, erregte die Richtigkeit ihrer Erntevermutungen, deren Genauigkeit oft 99 Prozent betrug, wahrhaft internationales Aufsehen.

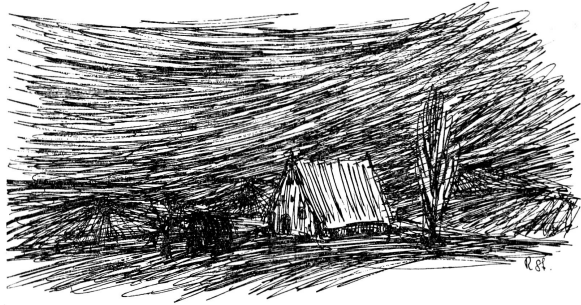
Auf ihren weiten Reisen gewann Cora Hind die Freundschaft vieler einsamer Farmerfrauen, denen sie mit Rat und Tat beistand. War es da verwunderlich, dass sich bald Legenden um ihre Person rankten?

Sie, die grosse Freundin der Farmerfrauen, für die sie immer mit allen ihren Kräften eintrat, wurde mit zunehmendem Alter immer häufiger mit den verschiedenartigsten Ehren bedacht. Einmal bei einer Viehausstellung, musste sie 26 Schafe als Gabe annehmen. Ein anderes Mal überreichte ihr Kanadas Landwirtschaftsminister Dr. Tolmie eine Börse mit 1300 Dollars: eine Gabe der Präriefarmer. Er sagte:

«Unter jenen, deren Name für immer mit dem Fortschritt der Landwirtschaft des Westens verbunden ist, wird der Ihre in hervorragender Weise aufleuchten!»

Und er sagte es, unter dem tosenden Beifall Hundert, sonngelächter Farmer, die Cora Hind für ihre Helferinnen und als Verteidigerinnen ihrer Interessen kannten. Sie erlebte die guten und die schlechten Zeiten der Präriefarmer, sie hoffte und litt mit ihnen.

Als Cora Hind nach England fuhr, um die britische Regierung zu bewegen, das ungerechte Einfuhrverbot für kanadische Rinder aufzuheben, das vierzig Jahre in Kraft war, gelang ihr, was keinem Gesandten und Minister ihres Landes geglückt war! Diese Tat hat sie immer als grössten Erfolg ihres



### Die Bäuerin auf Ceylon

Gewöhnlich sehen wir die Dörfer in fernen Ländern, wenn überhaupt, nur vom Auto aus, erblicken also einzig die Fassade, fahren durch enge staubige Strassen, je nach Ort und Klima an einer Stein-, Lehm- oder Strohhütte vorbei. Vielleicht können wir einen Blick in eine Behausung werfen; aber damit hat es gewöhnlich sein Bewenden. Ich habe Glück und darf die Dörfer von innen sehen, das dörfliche Leben beobachten, die Menschen von ihren Sorgen, Problemen und Wünschen sprechen hören. Das kam so.

Der ceylonische Landfrauenverein will den Frauen in den Dörfern helfen: sie in Hygiene, im Kochen und Nähen unterrichten. Regelmässig fahren Frauen von Colombo hinaus in die entlegenen Siedlungen; auf eine solche Reise werde ich mitgenommen. Die Dörfer, die wir besuchen, sind 120 bis 150 km von Colombo entfernt; keines liegt an einer Autostrasse. An der Autostrasse, d. h. da, wo Indien — grössere und kleinere Städte, die Dörfer befinden sich abseits. Wer kreuz und quer mit dem Auto durch Ceylon fährt, wird von ausgezeichneten Strassen berichten können. Das Strassennetz jedoch ist sehr weitmässig, und die Dörfer liegen nicht an den Autostrassen, sondern an Karrenwegen, die nur mit dem Ochsenwagen zugänglich sind. Die Frauen des oben genannten Vereins suchen die

### Die Frau, der Nietzsche einen Heiratsantrag machte

Die in St. Petersburg vor 100 Jahren (am 12. Februar 1861) geborene deutsche Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, Tochter eines russischen Generals französischer Abstammung und einer deutschen Mutter, ist nicht nur durch ihre eigenen literarischen Werke — über «Ibsens Frauengestalten», über Nietzsches Werke, über Rilke und Siegmund Freud — und durch ihre Romane in die Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts eingegangen, sie wird vor allem der heutigen und der künftigen Generation als eine Muse par excellence vor Augen stehen, als «die grosse Versteherin», wie Freud sie nannte, die Dichter und Philosophen, Wissenschaftler und Künstler zu den genialsten Schöpfungen anregte und durch ihre Persönlichkeit eine unbeschreibliche Faszination auf alle geistigen Menschen ausübte, mit denen sie in Berührung kam. Lou Andreas-Salomé, die 76jährig in Göttingen am 5. Februar 1937 starb, hat in ihren letzten Lebensjahren in ihrem «Lebensrückblick» jene bedeutungsvolle Begegnung mit Nietzsche im Jahre 1882 dargestellt, als der grosse Denker schere und doch leidenschaftlich um sie warb und durch ihre Absage an den Rand des Selbstmordes getrieben wurde. Wir lesen in diesem Buche das ergreifende Bekenntnis ihrer Liebe zu Rilke, die der lebenslangen Freundschaft vorangegangen ist. Der Reichtum ihrer Begegnungen mit den schöpferischen Kräften ihrer Zeit ist gross: Das Berlin des jungen Gerhart Hauptmann und der Naturalisten, das Pariser Kunst- und Künstlerleben, der Wiener Dichterkreis um Schnitzler und Hofmannsthal, das geistige München in der Zeit von Rilkes dortigem Aufenthalt erschliessen sich der jungen, aufnahmefähigen Lou. Es ist gar nicht so sehr die Dichterin, Philosophin, Psychologin, die aus ihrem «Lebensrückblick» spricht, vielmehr die Lebens- und Reisekünstlerin, die Dichterin, anmutige Gastgeberin, Bohémekameradin, Schülerin, Mitarbeiterin, eine Frau, die zunächst ganz und gar Weiblichkeit, Mütterlichkeit, Freundschaft und Liebe ausstrahlt, ehe man ihre eigene Künstler-Persönlichkeit recht erkennen kann.

Wenn die Dichterin im Alter einem Freunde bekennt, «dass sie niemals das Wagnis gewagt habe, einen Menschen in die Welt zu setzen», wenn sie in einem einzigen Satz Rilke vor unsern Augen lebendig werden lässt, wie er in seinem blauen Russenhemd ihr das Holz zerkleinert oder Geschirz trocknen hilft, während sie dabei ungestört ihre Studien treiben — dann sind in solchen knappen, bildhaften Formulierungen und eindrucklichen kleinen Szenen mehr Erleben und Wissen enthalten, als in tiefenpsychologischen und historisch fundierten Biographien. Mit wenigen Worten, die aber immer das Wesentliche erfassen, zeichnet sie Persönlichkeiten wie Richard Wagner, Max Reinhardt, Cosima Wagner, die Lebensfreunde Hendrik Gyllot und Paul Ree und ihren Ehemann, den Orientalisten Friedrich Karl Andreas — Menschen, denen sie besonders sorgfältig und warmerherzig Schilderungen gewidmet hat.

Gertrud Isolani

Lebens bezeichnet. Gross war der Segen, welche diese Aktion den kanadischen Farmern brachte. — Wie sie das erreicht hatte? Durch Vorschläge bei Ministern, durch Zeitungsartikel in England und dank einer Kenntnis der Lage, die von niemandem übertroffen wurde.

Im Jahre 1942 legte Cora Hind die Feder für immer nieder. Doch die grosse Reporterin der kanadischen Prärie ist heute noch unvergessen — und wird es wohl lange noch bleiben!

Walter Jelen, Kanada

Arzt ist dabei. Sie strömen auf das «Schulhaus» zu, eine offene Halle, mit einem stark überfallenden Dach. Blumengirlanden und Zweige von Kokospalmen zu einem Bogen geföhrt, schmücken den Eingang. Die Frauen in ihren besetzten Saris, bilden Spalier. Die Ersten des Dorfes begreifen uns mit einer tiefen Kniebeugung und bieten uns als Willkommungsgruss Betel- und getrocknete Tabakblätter an. Man begibt sich in das Innere des offenen Schulraumes. Kaum haben wir uns an den blumengeschmückten Tisch gesetzt, die Männer, Frauen und Kinder rund herum stehend, sind wir auch schon mittendrin in einer heftigen Diskussion. Die Stimmen erheben sich, werden laut und immer lauter. Es wird mit den Händen gestikuliert, durcheinander geredet. Ich verstehe kein Wort, aber dass man nicht einig ist, das erfasse ich auch so. Mir wird angst und bange inmitten dieses Tumultes, denn es heisst, der Singhalese habe das Messer lose in der Hand. Was hat nun die Gemüter des ganzen Dorfes in diesem Masse erregt? Man streitet sich über die Anstellung der Kindergärtnerin. Soll die «alte» Kindergärtnerin, ein junges, hübsches Mädchen, Tochter des einheimischen Arztes, das während einigen Monaten abwesend war, wieder eingestellt werden oder soll ihre Stellvertreterin, eine sehr tüchtige, zirka 24jährige Frau, die zur Zufriedenheit arbeitete, den Posten behalten? Eine solche Situation zeigt uns, wie sich das Leben in einem zeylonesischen Dorfe gestaltet. Diese Angelegenheit, die nach unseren Begriffen Sache der Schule oder der Gemeindeobrigkeit wäre, wird hier zu einer öffentlichen Affäre und wie in einer hundertprozentigen Demokratie vor dem ganzen Dorfe besprochen; niemand scheut sich, Vor- und Nachteile der beiden Anwärterinnen offen zu vertreten. Es sind zwar in erster Linie die Männer, die ihre Ansicht verfechten. Umsonst sucht Frau Perera, die Dame aus Colombo, die den Kindergarten gegründet und auch die Kindergärtnerin ausgebildet hat, den Streitfall zu schlichten. Keine Partei will nachgeben. Darum löst Frau Perera — ihr Mann ist Oppositionsführer im Parlament —, den Kindergarten kurzerhand auf, bis man sich auf eine der Kindergärtnerinnen einigt hat.

«Ich habe mir diese Menschen in den Dörfern viel gefügiger, mit weniger harten Köpfen und festbeherren Meinungen vorgestellt, sage ich nachher zu Frau Perera. «Die Mentalität der zeylonesischen Dorfbewohner hat sich in den letzten dreissig Jahren, seit dem Aufkommen der politischen Parteien, sehr geändert. Die Vertreter der verschiedensten politischen Richtungen gehen in die fernsten Dörfer. Die Bauern hören über eine und dieselbe Angelegenheit mehrere Ansichten, verstehen wie ein Politiker die Art des Gegners, die Sache zu vertreten, verächtlich macht.»

Die Versammlung ist also aufgehoben; einige der Männer und Frauen gehen fort. Uns wird ein Glas Wasser gereicht. Was soll das Glas Wasser? Damit werden wir offiziell zum Essen eingeladen. Und, als ob alles in Ordnung wäre, wird uns in einem Raum neben der Schulhalle ein Mittagessen vorgesetzt: Reis, Lady's finger, eine Art Klee, Kokosnusswasser mit Pfeffer gewürzt und Currysaucen. Teller stehen auf dem Tisch, aber kein Besteck. Man sitzt hierzulande, wie in Südinien, mit den Fingern.

Wir besuchen am selben Nachmittag noch zwei weitere Dörfer. Die beiden Damen aus Colombo haben Militärkarten aus der britischen Kolonialzeit und scheinen im Kartenlesen geübt zu sein.

Wir übernachten in Maho im Rest-Haus. Maho hat 6000 Einwohner, aber kein elektrisches Licht, obwohl es an der Ueberlandstrasse nach dem Norden liegt. Am nächsten Morgen — es ist Sonntag — versammeln sich die Landfrauenvereine in den Schulräumen der High School, wieder eine offene Schulhalle. Die Leiterinnen der verschiedenen Vereine kommen aus einem Umkreis von 30 km zusammen. Es sind alles junge Mädchen und jungerverheiratete Frauen, die an der Tagung teilnehmen: die junge Generation, die zur Schule gegangen ist und lesen und schreiben kann. Die Frauen halten sich an einen Bogen in der Hand und lesen daraus ab. Was Frau Perera von ihnen wissen will, und sie viel wissen. Sie erkundigt sich nach der Zahl der Brunnen, der sauberen Brunnen, der Toiletten, der Kinder mit englischer Krankheit, der Frauen, die ihre Besen selbst machen und ihre Saris, das heisst, die Blusen selbst schneidern können. Die Delegierten haben ferner zu berichten, wie viele Hausfrauen das Wasser vor dem Trinken kochen und filtrieren und ob die Frauen zusammen arbeiten und sich gegenseitig aushelfen.

Nach der Tagung besuche ich die High School, der ein Internat angeschlossen ist. Hier können die Mädchen aus den Dörfern, die das Primarschul-examen bestanden haben, umsonst wohnen und zur Schule gehen. Der Staat kommt für die Kosten auf. Am Nachmittag fahren wir nochmals in ein Dorf hinaus. Wieder ist die ganze Bevölkerung bei der Schulhalle versammelt. Wieder sprechen die beiden Frauen aus Colombo, jede von ihnen über eine Stunde, über Hygiene, über das, was unbedingt anders, besser gemacht, geändert werden sollte. Die Frauen des Dorfes sitzen drinnen, in der Halle, die Männer stehen draussen, und ohne einen Blick abzuwenden hören sie zu, was man ihnen zu sagen hat.

Auf andere Verhältnisse übertragen: Würden unsere Bauern, Väter und Söhne, auch nur einzelne von ihnen, an eine Landfrauenversammlung gehen? Man sagt mir: hier draussen im Dschungel verstreicht das Leben so eintönig, dass die Menschen für jedwede Abwechslung dankbar seien. Gute Aussichten, aber auch eine gefährliche Waffe für Politiker.

In einer Pause besichtigte ich das Dorf. Der Schullehrer und seine Schwester, die beide englisch sprechen, begleiten mich. Der Lehrer geht voran in ein Haus, um zu erfahren, ob ich eintreten dürfte. Die Frau des Hauses kommt an die Tür. Sie spricht kein Wort, aber sie reicht mir ein Glas Wasser, den Willkommungsgruss. Ich trinke einen Schluck davon und hoffe, dass es mir nicht schadet. Denn ich muss mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass das Wasser weder gekocht noch filtriert ist. Die Familie, deren Zuhause ich besichtige, hat zwei

Hütten. Die eine dient als Esszimmer und Küche. Das Esszimmer: Auf dem Boden stehen ein Reistopf und weitere Gefässe mit Currysaucen und Lady's finger, der Rest der Sonntagsmahlzeit; dicht daneben, immer noch im Esszimmer, ein Ochsenwagen. In der Küche steigt ein offenes Feuer zum niedrigen Strohdach auf. Das gegenüberliegende Haus, mit seinem stark überhängenden Strohdach, das eine Veranda bildet, dient zum Schlafen. In einem der beiden Innenräume haben sich eben zwei Kinder zur Mittagsruhe hingelagert. An den Wänden sind riesige Säcke mit Vorräten aufgestapelt. Das Schlafzimmer ist nicht nur Vorratsraum, sondern auch Garage für das Fahrrad. Einzige Lichtquelle ist die Tür. Auf der Veranda steht ein Schurbutt, das Lager des Vaters; alle anderen Familienangehörigen, auch die Mutter, schlafen auf dem Boden; Männer und Buben draussen auf der Veranda. — Reis und Hirse werden auch vor dem Haus in runden Weidekörben, zirka 70 cm über dem Boden aufbewahrt, damit Ratten und Mäuse nicht daran kommen. Das ist der Speicher des zeylonesischen Bauern.

Nach all dem, was ich bis jetzt von indischen und zeylonesischen Dorfhütten gesehen hatte, wohnte hier ein, für dortige Begriffe, vermöglicher Bauer. Das beweisen schon die grossen Vorräte. Die Sitten und Gebräuche, die Art zu essen, sich zu kleiden, ändern von Gegend zu Gegend. Die Hütten sind je nach dem Klima aus Stein, Lehm, Stroh, Holz oder Bambus gebaut. Aber diese für uns so trostlosen, dunklen Löcher, in denen die Menschen inmitten ihrer Vorräte und sonstigen Utensilien hausen und die am besten mit unseren Abstellräumen im Garten verglichen werden dürften, sind überall gleich. Mir wurde nie begrifflich, wie die in ihren Saris so adrett aussehenden Frauen hier ihr Leben fristen können.

Als ich in die Schulhalle zurückkam, wollen die Dorfbewohner — besonders die Männer — gleich wissen, was ich von ihren Häusern halte und was an ihren Behagungen zu verbessern wäre. Ich bemängelte Dinge, die wirklich geändert oder umgemodelt werden könnten: mehr Luft und Licht durch Anbringung von Fenstern; Vorräte in getrennten Räumen aufbewahren; Bett wenigstens auch für die Mutter und nicht nur für den Vater. Diese Bemerkung wird mit viel Humor und Gelächter aufgenommen. Die Dschungelbewohner machen einen sehr aufgeschlossenen Eindruck, begierig, Neues zu erfahren. Zwei Stunden schon haben die Frauen und Männer den Damen aus der Stadt zugehört, die ihnen über Gesundheitslehre, Kinderpflege, Kindererziehung berichten und ihnen nahelegen, eine wenn auch rudimentäre, sanitäre Installation gegen die Mückenplage zu errichten. Man hört aber nicht nur zu, sondern bringt auch eigene Wünsche vor: bessere Strassen, damit der Autobus auch ins Dorf fahren könnte, das 10 km von der Ueberlandstrasse entfernt ist. Bis dahin heisst es zu Fuss gehen, per Velo oder mit dem Ochsenkarren fahren. — Ein zeylonesisches Dorf, wo 1000 bis 2000 Menschen leben, ist kein westeuropäisches Dorf. Zu kaufen gibt es, genau wie in Indien, reich nichts: keine Lebensmittel, keine Stoffe oder was die Leute hier draussen sonst etwa brauchen.

Der Lehrer und seine Schwester wissen sehr interessiert zu erzählen. Viele der jungen Leute im Dorf haben ihre Ausbildung mit der Matura abgeschlossen. Aber sie finden keine Stellen in Colombo oder sonstwo. Daher kehren sie wieder zurück ins Dorf und arbeiten mit ihren Vätern auf dem Felde. Das junge Mädchen sagt: «Ich möchte Lehrerin werden. Aber ich muss drei Jahre warten, bis ich ins Seminar eintreten kann, weil alle Plätze besetzt sind.»

Nach drei Jahren ist es wohl schon längst verheiratet! Heiraten ist im zeylonesischen Dorfe eine Angelegenheit der Familie und des Dorfes. Der junge Mann kann nicht die Frau seiner Wahl ehelichen; Familie und Dorf wählen für ihn. Alle Familien sind hier für Saat und Ernte der Reisfelder auf die andere angewiesen. Daher darf keiner etwas tun, was den Nachbarn nicht recht sein könnte.

Melanie Bieri



### Die Brontës

Von Carola von Craishheim

Die seltsamste Familie, von der ich weiss, sind die Brontës. Sie haben Romane geschrieben, die der Weltliteratur angehören, ihr eigenes Dasein aber ist ungleich merkwürdiger und interessanter als ihre Bücher. Wer es einmal betrachtet hat, vergisst sie nie. Ueber seinen dunklen Untergrund von Welt-abgeschiedenheit, Melancholie, Einsamkeit ziehen Träume herauf wie Sterne, Träume, deren Intensität, Fülle und Eigenart noch heute leuchten. Am Beispiel der Brontës wird sichtbar, welche Macht Träumen innewohnt, Unglück zu überwinden, Schicksal zu lindern, wie die Schwere unserer Welt von einer anderen, beschwingteren, leichteren, gesetzloseren, aufgehoben werden kann.

Immer bläst und stürmt der Wind um das düstere, an den Friedhof grenzende Pfarrhaus von Haworth in der englischen Grafschaft Yorkshire. Und bläst der Wind in die Heide hinaus, die sich dort unabhäbar dehnt, kommt er heulend und brausend zurück, als dürfe er dem abgelegenen Haus keinen Augenblick Ruhe gönnen.

Wer wohnt darin?

Der verwitwete Reverend Patrick Brontë mit fünf Töchtern und dem Sohn Branwell. Zwei der Töchter, Maria und Elisabeth, sterben jung an Tuberkulose, der Familienkrankheit, deren Beute alle werden. Ann und Emily sinken mit 29 Jahren ins Grab, Branwell mit 31 und Charlotte, die lebenskräftigste der Geschwister, mit 39 Jahren. Der Vater überlebt alle, eine shakespeareische Gestalt, irischer Abkunft, brutal, selbstherrlich, schweigsam und gelehrig, ein Christ, den sein Gott im Alter mit Blindheit schlägt. Es muss nicht leicht gewesen sein, mit diesem Despoten auszukommen. Dass er das Vertrauen seiner Kinder nicht besass, beweist die Tatsache, dass er von den überraschenden Bucherfolgen seiner Töchter erst erfuhr, als diese schon Bucherfolge waren.

Aber sein Einfluss darf nicht unterschätzt werden. Von wem, wenn nicht von ihm, empfangen sie ihr erstaunliches Wissen? Er, der von Anbeginn der Lehrer seiner Kinder war, vermittelte ihnen eine Bildung, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als völlig ungewöhnlich bezeichnet werden muss. Aus ihr, und nur aus ihr, erblühten den jungen Brontës jene Welten, in der sie ihre geistige Heimat fanden. Odem und Kraft aber, die jene Welten bewegte,

war die Phantasie, die treueste Gefährtin auf ihrem Erdenweg.

Auf luftiger Schaukel glitt sie Tag und Nacht aus den Wolken in das abgelegene freudlose Haus, histe ihre grünen Fahnen, baute mit Schwestern und Bruder die seltsamen Königreiche Angria und Gondal auf, Märchenländer wie Clemens Brentanos Vaduz, Mörikes Orpild, Harriet und Crispin Löwenhejms Klondyke. Vor allem aber drückte die Phantasie den jungen Brontës die Feder in die Hand. Ausnahmisse waren sie, schöpferisch-produktiv, der Literatur verfallen. Sie lasen viel. Immer wieder die Bibel, Shakespeare, Wordsworth, Byron. Ausserdem zeichneten und musizierten sie. Aber von all diesem Tun kehren sie zu ihrem Schreibtisch, zu ihren voreinander geheimgehaltenen Manuskripten zurück. Branwell trieb es auch oft zu seiner Staffelei. Der Hochbegabte, Ungewöhnliche, der so früh Whisky, Opium, den Enttäuschungen einer unglücklichen Liebe und der Tuberkulose zum Opfer fiel, hat der Nachwelt zwei Porträts seiner Schwestern hinterlassen, die die Londoner National-Gallery bewahrt. Ihr Wert liegt nicht in erster Linie im rein Künstlerischen. Viel mehr sind sie als visum reatum, als psychologische Momente zur Charakterisierung von Ann, Emily und Charlotte wichtig, ja unentbehrlich.

Branwell, Emily und Charlotte taten als einzige ihrer Geschwister einen Blick in die Welt. Auf Wunsch des Vaters verbrachten die beiden Schwestern als Abschluss ihrer Studien einige Zeit in einer Brüsseler Pension. Aber Glanz und Reichtum der belgischen Kapitale bedeuteten Emily und Charlotte nichts, oder doch fast nichts, gemessen an der Eintönigkeit und Grossartigkeit ihrer Heimat, deren vollkommene Stille nur das Rauschen des Windes, die Schreie von Kiebitz und Brachvogel unterbrachen. Diese Stille, nach der sich die Schwestern in der Ferne verzehrten, war ihr Lebenselement, der Ur- und Grundstoff, den sie, um mit Jean Paul zu sprechen, mit dem «Immergrün der Gefühle» verwebten. So entstand die seltsam-geistige Atmosphäre, die ihre leidenschaftliche Einbildungskraft bedurfte, sich zu verdichten, sich zu manifestieren, Gestalten zu projizieren. Immer deutlicher, unabwiesbarer traten sie hervor, ergriffen Besitz von ihnen, forderten ihr Recht, sich zu entwickeln und zu entfalten, das ihnen verliehene Sein zur Reife zu bringen. Aber — wiewohl die Schwestern begannen zu fühlen, dass ihr Dominium lag, nicht nur Freude und Spiel war, wie sie bis jetzt beschaffen angenommen hatten, entfielen sie noch einmal der inneren Forderung, dem Zwang, der auf sie wartete, das Chaos, das in ihnen garte, zu ordnen.

Die Armut, in der die Familie lebte, veranlasste ihre jüngeren Mitglieder, sich dem Gegenwärtigen, Drängenden zuzuwenden. Doch ihr Entschluss, eine Schule zu gründen, scheiterte an dem kuriosen Grund, dass kein einziger Schüler sich meldete. Charlotte und Ann entschlossen sich daher, vorübergehend Posten als Erzieherinnen in Schössern der Umgebung anzunehmen. Aber diese Episoden waren ephemer, spiegelten sie sich nicht in Charlottes 1848 unter dem Pseudonym Currer Bell erschienenem, bedeutsamen Roman «Jane Eyre», wären sie kaum erwähnenswert, so aber enthielten sie Zusammenhänge, die nicht zu übersehen sind, sind vielleicht selbst die Quellen des Buches.

Die Jahrhundertwende kennt «Jane Eyre» unter dem Titel «Die Waise von Lowood», der Name, den Charlotte Birch-Pfeiffer ihm gab, als sie den Roman für die Bühne bearbeitete. Unserer Zeit wiederum wurde er durch das Medium des Films zum Begriff, in dem Orson Welles, unerreicht und unvergessbar, die männliche Hauptrolle des geheimnisvollen Schlossherrn spielt, der kleinen Gouvernante Jane Eyre höchst romantischer Verehrer.

Das Buch, das in der Jugend- und Frauenliteratur der fünfziger Jahre eine ganz einmalige und weithin leuchtende Stellung einnimmt, bald nach Erscheinen in Uebersetzungen über den ganzen Kontinent verbreitet wurde, übte einen ungeheuren Einfluss aus. Das Aufsehen, das es erregte, verdankte es ausser seinen Qualitäten dem Skandal, den es hervorrief. Der englische Leser, mehr noch natürlich die englische Leserin von 1848 empfanden es schlechthin als schamlos, Romanfiguren und ihre Gefühle so ungefährlich und realistisch darzustellen, wie es hier geschah. Das war ein Novum, war Revolution, war Offenbarwerden eines Zeitgeistes, die die Mittelklasse (und nicht nur sie) des Inselreiches als wertvoll ansah. —

Aber — was besagte dies?

Das Buch wurde einfach überall gelesen (es las sich in einem Zug). Es ist erstaunlich gut komponiert, und wenn auch nach allen jagenden Schrecken das Happy-end allzu happy ist, vergisst sich dies bis zu einem gewissen Grade über der Begegnung mit der Autorin, deren zartes, sensibles und reines Herz hinter jedem Worte schlägt. Jane Eyre ist ein Bekannnis hinter vielen Schleieren, eine Biographie unter anderen Vorzeichen, ein Wunschtraum. Denn so, wie Charlotte Brontë die arme kleine Erzieherin Jane schildert, wollte sie selbst sein, die Rolle, die sie ihr zuweist, hätte sie selbst spielen mögen. Handlung und Charaktere schwingen in hartem Kontrast von Weiss und Schwarz, von Gut und Böse, aber ihre Realität ist so echt, die Verknüpfung der Geschehnisse, das Tempo, in dem sie ablaufen, so geschickt und kunstvoll, dass man noch ein Jahrhundert später den Erfolg dieses Buches ablesen kann wie von unsichtbarer Zeitenuhr.

Die Annalen der Literaturgeschichte verzeichnen ein zweites Werk von Currer Bell. Es heisst «Villette», erschien 1853, überrascht durch seine, jener Epoche ganz fremde Offenherzigkeit in erotischer Beziehung, erreichte aber in keiner Weise den Ruhm der «Waise von Lowood».

Charlotte, die einzige ihrer Schwestern, der ein Frauenschicksal zufiel, durchlitt in Brüssel eine heisse, aber hoffnungslose Passion für ihren verheirateten Lehrer M. Heger. Die Enttäuschung, die Jane Eyre ergriff, als sie jah erfuhr, dass ihr edler Schlossherr und Anbeter eine Frau besitze (sie lebte als Geistesranke verborgen in einem Zimmer des weitläufigen Hauses), ist also kein analoger schriftstellerischer Einfall, sondern noch nach Jahren bedauerlicher Ausdruck qualvollen Verzichtes.

Ich darf hier das merkwürdige Detail erwähnen, wie völlig Charlotte ihre Neigung zu verbergen wusste. Erst sieben Jahre nach ihrem Hingang wurde sie dadurch bekannt, dass Professor Hegers Sohn dem Britischen Museum eine Sammlung Briefe von Charlotte Brontë an seinen Vater überliess.

Charlotte nahte, wenn auch ganz zuletzt, fast schon im Angesicht des Todes, das Glück. Sie erlebte es in ihrer einjährigen Ehe mit Reverend Nicholls, der als Vertreter ihres kranken Vaters in das düstere Pfarrhaus von Haworth gekommen war. Von dem



ersten Geistlichen stammt ein Wort, das seine Einstellung zu seiner Frau zeigt:  
 «Ich habe nicht Currer Bell, die Romantikerin, geheiratet, sondern Charlotte Brontë, die Tochter eines Pfarrers.»

Die genialste aber der Schwestern ist Emily. Sie hat ein einziges Werk geschrieben, «Wuthering Heights». Sein Wort wird schon reich äusserlich dadurch sichtbar, dass er in seiner Zeitlosigkeit die Bücher der Geschwister weit überflügelt, dem Heute, der Literatur unserer Epoche angehört.

Wer war diese Emily Brontë?  
 Wir wissen es und wissen es doch nicht. Hinter karger Ueberlieferung steht Geheimnis. Es ist überall fühlbar: beim Betrachten dieses Dossins, das keine Erfüllung begnadet, beim Lesen des von Leidenschaft durchwühlten Buches, das Emily im Alter von vierundzwanzig Jahren schrieb. Mysterium umgibt diese tragische Erscheinung, dieses junge mädchenhafte Geschöpf, das dem Leben keinen fröhlich blühenden Kranz schenkte, sondern nur einen aus schrillenden Pumphföhen. Denn Sumpf und Moor, Heide und Sand ist die Welt, die das dunkle väterliche Pfarrhaus umgibt, die Welt, aus der «Wuthering Heights» entsteht, sie transformiert, sie beseelt, sie kraft einer ungeheuren Energie zu einer einmaligen macht. Botanisch gesehen besiedeln sie Farnkraut und Erike, klimatisch betrachtet gehört sie Wind und Sturm. Ihr Sternenzeichen aber ist die Einsamkeit, tiefste, letzte, unentrinnbarste, unbarmherzigste Einsamkeit.

Der norwegische Kapitän E. H. Johannesen aus Tromsö benannte eine einzelne Insel, die er im August 1979 im westsibirischen Eismeer entdeckte, «Ensmheden». Mit gleichem Recht könnte man für die anonyme Gestalt Emily Brontës den Begriff «Einsamkeit» setzen.

Weder Zärtlichkeit noch Liebe naheten sich Emily. Kein anderer Name verband sich dem ihren, und sei es nur auf der Ebene der Kameradschaft, der Freundschaft. Sie lebte in vom Vater ererbtem Schweigen, selbst den Ihren ein Rätsel, so einsam wie die winterlichen Eismeer entdeckte, Yorkshires. Mehr als ihre Schwestern war sie dem eigenen Herzen ausgeliefert, dessen Rasereien denn es war ein sehr heisses, erregbares Herz — sie nicht bändigen konnte. Vielleicht, wie vermehrte ich darüber zu entscheiden, gehörte sie wirklich, wie es so oft von ihr heisst, zu den Besessenen, die ein Dämon treibt. Wenn dem aber so ist, galt ihre Besessenheit einzig dem Bemühen, die Ereignislosigkeit ihrer Tage nicht nur zu überstehen, sondern ihnen den Honig der Reife abzurufen, um daraus ein Buch zu destillieren, in das sie ihr Herzblut goss. Jede Frau will sich ja auf irgendeine Weise verschwenden.

Aus dieser spirituellen Hingabe entstand Emily Brontës Buch «Sturmhöhe» (Insel-Verlag), wie der Roman in deutscher Übersetzung heisst.

Frankreich, dem ganz besonderer Anteil an der Brontë-Forschung gebührt — ich erwähne in diesem Zusammenhang die viel beachtete Übertragung von «Wuthering Heights» durch M. und Mme Jacques de Lacretelle sowie sehr eingehende feine Essays zum Thema aus der Feder von Edmond Jaloux, Emile Henriot usw. — vergleicht die «Sturmhöhe» mit einem homerischen Epos, mit griechischen Tragödien. Die elementare Durchdringung von Realismus und Romantik, die dem Buch eine so eigene Note gibt, ruft unwillkürlich auch Erinnerung an John Constables naturhafte englische Landschaften wach.

Die schüchternere, scheue, ganz in sich zurückgezogene Emily musste die Genugtuung entbehren, die Charlotte durch den Erfolg von «Jane Eyre» in so reichem Masse geniessen durfte. «Wuthering Heights» fand Leser und Anerkennung nicht nach Emilys Tod. Sie erlosch klaglos, wie sie erlöst hatte, am 19. Dezember 1848, nicht ahnend, dass einst aus ihrem Buch ein Film entstehen würde, der im Triumph über Länder und Meere zog, die Herzen der Menschen eroberte, ein Film, der in tragender Rolle den ganzen jungen Lesern und Hörern ein Bild zeigte. Dort, wo einst die Geschwister Brontë mit ihren Träumen und Manuskripten lebte, hat in der Abgeschiedenheit von Haworth ist die neue Zeit mit Fabrikgeläuden, vorbeirrollenden Zügen und einem Bahnhof eingekehrt. Götter, Faune und Nymphen sind entflohen. Aber Emily Brontës karge Moorlandschaft verwandelt sich noch immer jeden Spätsommer in ein Meer roten blühenden Heidekrauts.

### Ungarisches Konzert im Zürcher Lyceumklub

Kurz vor dem sommerlichen Unterbruch der Klubveranstaltungen konzertierten die beiden ungarischen Künstler Edith Orávec (Sopran) und Géza Hegy (Klavier) im Zürcher Lyceumklub. Die Konzertgeber hatten für diesen Anlass ihr Programm gänzlich Komponisten ihrer Heimat gewidmet, so dass dem Publikum ein in jeder Hinsicht «ungarisches» musikalisches Erlebnis geboten wurde. Edith Orávec, die von ihrer Tätigkeit an der Zürcher Oper her noch in guter Erinnerung ist, sich aber seit ihrer Verheiratung mit einem Schweizer nicht mehr allzu oft an öffentlichen Veranstaltungen hören lässt, erfreute im ersten Teil des Nachmittags mit dem Vortrag dreier Lieder von Zoltán Kodály, darunter mit dem besonders hübsch gesungenen «Noch ein Monat, noch ein Jahr», und mit acht Volksliedern in ungarischer Sprache von Bela Bartók. Nach der Pause hörte man von der Sängerin drei Lieder von Franz Liszt, von denen ihr unser Erachtens das «Oh, quand je dors» (Text Victor Hugo) am besten gelang. Wenn ihr Vortrag der

## Die Frau in der Kunst

Die Ausstellung der Flämischen Malerei aus der Sammlung des Fürsten von Liechtenstein in Vaduz wird von der Gräfin Andrásy-Wilczek betreut, die seit erst vier Jahren hier ansässig ist und sich bewundernswert natürlich und anspruchslos gibt: gehört sie doch durch ihre eigene Familie und der ihres Gatten zur ältesten europäischen Aristokratie. Aber das Verlorene scheint ihr bedeutungslos, wenn sie nur heute den ihr zugefallenen Posten genügend ausfüllen kann; und so hofft sie, dass viele Besucher (auch aus der Schweiz) die Meisterwerke eines van Dyck und Rubens besuchen kommen, und sie durch Führungen, etwa für Gesellschaften und Schulen, das Ihre dazu beitragen darf, die unverlierbaren Werte der abendländischen Kultur zu deuten und nahe zu bringen. Ihr Mann, ungarischer Staatsbürger (die Wilczeks sind polnischen Ursprungs) befasst sich speziell mit dem Tourismus im Fürstentum. Er führt einen Kiosk für Reiseandenken und organisiert Ausflüge.

Wiltrud Tschudi spielte ihre letzte neue Rolle vor ihrem vorläufigen Rücktritt von der Bühne am Kurtheater Baden mit Ibsens «Hedda Gabler». Die grossartige Identifizierung der Künstlerin mit ihrer Figur wurde durch nicht weniger als zehn Vorhänge vom Publikum, das das Haus füllte, verdankt.

Johanna Terwin-Moissi, die nach ihrem Wiener Gastspiel Ende Juli nach Zürich zurückkehrt, wird wieder ihre Lehrtätigkeit an der Wolf-Bosshard-Theaterschule übernehmen.

«Drei Zigeuner» (Text Lenau) noch einige Wünsche offen liess, so war doch ihre Leistung an diesem Nachmittag im ganzen wiederum gekennzeichnet von dem persönlichen Charme, mit dem sie sich seit je die Sympathien ihrer Zuhörer gewonnen hat. Verschiedenartige Eindrücke hinterliess die Klavieraufführung von Géza Hegy. Schien uns der Pianist zuweilen sein technisches Können allein einseitig auszukosten und das Pedal zu schweigerisch zu handhaben, so zeigte er andere Male, wie in Kodálys «Il pleut dans mon cœur» oder in «Il pleut dans la ville» sowie in Liszts Mephistowalzer I, ein subtiles Nuancierungsvermögen. Sein Bestes gab er zweifelnd mit der Interpretation des «Rumanischen Tanzes» von Bartók; auch das «Allegro barbaro» des gleichen Komponisten war rhythmisch flott und mit Verve gestaltet.

## Schweizerische Zukunftsaufgaben

In der Zeit vom 16. bis 21. Juli fand in Saas-Fee der 9. Ferienkurs der Schweiz. Staatsbürgerlichen Gesellschaft statt. 218 Teilnehmer aus 17 Kantonen folgten den ausgezeichneten Referaten mit unverminderter Aufmerksamkeit. In der Eröffnungssprache war Zentralpräsident Paul Kopp, der Luzerner Stadtpräsident, darauf hin, dass die Gesellschaft ihr 50. Jubiläum feiern könne. 1911 begann Lehrer Johannes Weber in Basel im gleichen Rahmen mit Staatsbürgerkursen, die grossen Anklang fanden. Auf eine Anregung der Sektion «Heer und Haus» wurde mitten im letzten Kriege mit Ferienkursen begonnen. Heute melden sich für die Kurse jeweils so viele Teilnehmer, Männer und Frauen, dass es schwer wird, alle zu placieren. Am Abend des 16. Juli sprach der sympathische Kaplan Lehner aus Saas-Fee in einem Lichtbildervortrag über Saas-Fee und Umgebung. Die eigentliche Kursarbeit begann am Montagmorgen. Oberst H. Huber aus Frauenfeld sprach in einem aufreißenden Referate über «Geistliche Landesverteidigung», die heute wichtiger denn je ist. Dem bedrohlich rückenden Kommunismus sollte mit viel mehr Zivilcourage begegnet werden. Freiheit im Rechtsstaat und Verantwortung in der Demokratie müssen täglich neu erarbeitet werden.

Eine prächtvolle Ergänzung zu den Ausführungen von Oberst Huber bildete der Vortrag von Frau Dr. G. Calame-Klé, Le Locle, «Die Schweizer Frau in Gegenwart und Zukunft». Die sympathische Referentin verstand es ausgezeichnet, die Entwicklung der Frau seit dem 19. Jahrhundert darzustellen. In bezug auf die politische Gleichberechtigung ist die Schweiz gegenüber vielen andern Ländern im Rückstand, doch lässt die Bewegung sich nicht aufhalten. Dem Volksentscheid vom 1. Februar 1959 kommt nur aufsehende Wirkung zu. Eine gute staatsbürgerliche Bildung ist aber Voraussetzung, damit die Frau als Mutter ihre Kinder zu aktiven Bürgern erziehen kann. (Am liebsten würde man die hervorragenden Ausführungen in extenso niederschreiben.)

An Stelle von Prof. Dr. J. R. von Salis sprach Dr. Karl Doka, Leiter des Auslandsdienstes der Stiftung «Pro Helvetia» über Kulturpolitik auf nationaler und internationaler Ebene. In seinen interessanten Ausführungen zeigte er, wie gross die Aufgabe der «Pro Helvetia» ist, die schweizerische Kulturpolitik einermassen zusammenzufassen. Ihr obliegt auch die Förderung der Wissenschaft, die Neuordnung der Stipendien, um wirklich Begabten auch aus unbemittelten Familien das Studium zu ermöglichen. Kulturabkommen sollen auch in Zukunft nicht geschlossen werden.

Nationalrat E. Wüthrich, Zentralpräsident SMUV, Bern, bot in seinem Exposé über «Die soziale Schweiz» einen Einblick in die Entwicklung der Arbeitsbedingungen in Industrie und Gewerbe. Er vertrat den Grundsatz des Leistungslohnes. Die Arbeitsbedingungen in der Schweiz sind heute weitgehend durch Gesamtarbeitsverträge geregelt. Vieles wurde erreicht, doch bleibt noch manches zu tun, so die Aushebung der Unterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten. Die beste Sozialpolitik ist ein richtiger Lohn. «Hauptaufgaben von Fremdenverkehr und Tourismus.» Ueber dieses Thema

Tilla Durieux, die über Achtzigjährige, tritt bei den diesjährigen Berliner Festwochen in dem Lustspiel «Der Kreidegarten» der Engländerin Enid Bagnold auf.

Das Luzerner Stadttheater, dessen Spielzeit am 16. September mit Schillers «Kabale und Liebe» beginnt, hat die Schweizerische Erstaufführung von «Alphabet in der Ewigkeit» der österreichischen Schauspielerin Beatrice Feroli erworben. Das Stück wird auch an der Basler «Komödie» erscheinen. Während der Saison wird Hanne Wieder in Luzern in der Lotta-Lenya-Rolle der Jenny in Weills Oper «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» zum Text von Brecht gastieren, sowie in dem Musical «Can-Can» von Cole Porter. Neu im Ensemble ist die ungarische Operettensängerin Marta Rafael, und die Trainingsleiterin und stellvertretende Ballettmeisterin Jutta Giesecke kommt vom Hannoverischen Stadttheater-Ballett Yvonne Georgis. Die Kunststube Maria Benedettis zeigt neben Aquarellen des Maler-Schauspielers Erwin Kohlund (Gatte der Darstellerin Margrit Winter) Bilder des in Zürich 1934 verstorbenen Walter Naef-Bowin, der durch seine Restaurierungen der Rheinauer Kapelle der Heil- und Pflege-Anstalt und des Schlosses Hegi bei Oberwinterthur sehr bekannt wurde. Die im Hodler-Stil gehaltenen Gemälde geniessen in der renovierten Restaurant-Galerie (Küsnacht, Zch.) einen besonders schönen Rahmen.

sprach Dr. W. Kämpfen, Direktor der SVZ-Zürich. Wir haben noch selten einen so lebendigen Vortrag über ein Gebiet gehört, das so stark an Zahlen gebunden ist. 1960 haben 90 Millionen Menschen ihre Ferien ausserhalb ihres Landes verbracht. Die Schweiz tut gut daran, ihr Interesse auch bisher ungewohnten Reiseklassen zuzuwenden. Die beste Propaganda ist die individuelle Behandlung des Gastes und die Qualität. 1962 soll der Werbeslogan «Zürich zur Natur» lauten (Jean Jacques Rousseau «La nouvelle Héloïse 1712»).

Zur Frage des Tourismus gehört auch der «Strassenbau als nationale Aufgabe», über welche Dr. R. Rueckli, Direktor des Eidg. Amtes für Strassen- und Flussbau, Bern, sprach. Trotz der Verdreifachung des Motorfahrzeugbestandes innert 10 Jahren hat die Verkehrsfähigkeit kaum zugenommen. Die Strassen sind überlastet und in den Städten herrscht eine wirkliche Verkehrsnot. Heftige Diskussionen entstanden über die Expressstrassen durch die Städte, den Bau von Tunnels durch das Gebirge. Noch selten oder nie hatte der Staat eine so umfassende Planung zu koordinieren. Durch den Bau von Autobahnen entstehen neue wichtige Aufgaben für unsern Tourismus. Als letzter sprach Redaktor Dr. Lorenz Stucki, Zürich, über «Neutralität und Solidarität». Während vier Jahrhunderten hat unsere Neutralität sich bewährt, ist sie aber noch zeitgemäß in der Auseinandersetzung der heutigen Zeit? Die Probleme, die auch die Schweiz berühren, sind die NATO, die zur Abwehr der sowjetrussischen Gefährdung geschaffen wurde, die Einigung Europas in der EWG und die Hilfe an die unterentwickelten Länder, deren Lebensstandard so erhöht werden soll, dass sie nicht den Lockungen des Kommunismus verfallen. Die gegenseitige Abhängigkeit der Staaten wird immer grösser, und ihre Souveränität immer mehr eingeeengt. Die Schweiz hat sich mit allen diesen Fragen auseinanderzusetzen und in der europäischen Zusammenarbeit ihre besondere Eigenart einzusetzen, wobei Gemeinschaft nicht Gleichschaltung bedeutet.

Der Höhepunkt des ganzen Kurses bildeten die weltweiten, wahrhaft staatsbürgerlichen Ausführungen von Bundespräsident Dr. F. T. Wahlen, Bern, über «Die Schweiz in der Welt». Presse und Radio haben den Vortrag, kaum dass er gesprochen war, aufgenommen und weiterverbreitet, so dass wir uns weitere Worte ersparen können. Seine Schlussworte, dass wir unsere Aufgaben, auch die ausserpolitischen, um so besser lösen können, wenn wir das eigene Haus in Ordnung halten und ein echtes Christentum leben, hat wohl alle Hörer tief ergriffen.

An zwei Tagen folgte auch die dänische Botschafterin und ihr Gatte den Vorträgen, während der vitale Gemeindepräsident Bumund für alle Auskünfte zur Verfügung stand.

Eine Anzahl Ausflüge in die herrliche Bergwelt rund um Saas-Fee gaben die nötige Ausspannung. Zentralpräsident Paul Kopp war ein hervorragender Leiter, der es meistert und mit dem nötigen Humor verstand, die Referenten einzuführen und die Diskussion, die auf hoher Warte geführt wurde, zu leiten. Wir dürfen wohl ohne Uebertreibung sagen, dass der 9. Ferienkurs allen Teilnehmern in staatsbürgerlicher und menschlicher Hinsicht viel geboten hat. Der Dank an Zentralpräsident Kopp und seinen Helfern kam aus vollem Herzen.

### «Pro Infirmis»-Delegiertenversammlung 1961

Für die Schweizerische Vereinigung «Pro Infirmis» bedeutet das Jahr 1960 ein Jahr des Ueber-ganges, hat doch mit dem Inkrafttreten der Eidg. Invalidenversicherung ein neuer Abschnitt im Wirken des auf jahrzehntelange Erfahrungen zurückblickenden grossen Hilfswerkes für die Gebrechlichen begonnen. Darüber wurde man an der von neuen Präsidenten, Bundesrichter Dr. Karl Schoch, geleiteten Delegiertenversammlung in Bern des genaueren orientiert. Sowohl in personeller Hinsicht wie in der Pro-Infirmis-Arbeit hat das vergangene Jahr tiefgreifende Veränderungen gebracht. Der Tod des langjährigen Präsidenten, alt Regierungsrat Dr. Robert Briner, hat ebenso wie der Hinschied des Begründers der Schweizerischen Heilpädagogik,

Prof. Heinrich Hanselmann, und der verdienstvollen Redaktorin der Pro-Infirmis-Zeitschrift, Fr. Dr. Martha Sidler (die auch Initiatorin und Lehrerin der ersten öffentlichen Beobachtungsklassen der Schweiz war) das Werk dreier Persönlichkeiten beraubt, die in ihrer besonderen Ausstrahlung nicht zu ersetzen sind und die der Pro-Infirmis-Arbeit weitgehend Richtung und Bedeutung gaben. Es ist tröstlich zu wissen, dass diese Arbeit im Sinn der Dahingegangenen auch vom neuen Präsidenten und dem Zentralsekretariat weitergeführt wird. Das Wirken des letzteren ist seit langem getragen von der Persönlichkeit der Zentralsekretärin, Fr. Maria Meyer, der im Sommer 1960 für ihre verdienstvolle Leistung auf dem Gebiet der Behindertenhilfe von der medizinischen Fakultät der Universität Zürich die Würde eines Ehrendoktors verliehen wurde.

Seit die Invalidenversicherung für einen grossen Teil der Gebrechlichen die finanzielle Hilfe übernommen hat, ist die Arbeit von Pro Infirmis keineswegs überflüssig geworden, sie wurde nur auf z. T. neue Bahnen gelenkt. Man braucht nun nicht mehr so viele private Kassen einzusetzen, um im Notfall die notwendigen Geldmittel aufzutreiben, um so mehr kann die persönliche Betreuung der Invaliden ausgebaut und vertieft werden. Pro Infirmis sah es auch als eine notwendige Aufgabe an, den Sonderschulen angesichts des langsamen Anlaufens der Versicherung durch Vorschusszahlungen, Kostengarantien, Verhandlungen mit zuständigen Instanzen über Schulbeiträge usw. die Übergangszeit finanziell zu erleichtern. Nicht unterschätzt werden darf auch die ständige Aufklärungsarbeit über die durch die IV geschaffene neue Situation sowie die Hilfe bei der Herstellung des Kontaktes zwischen den bisher von Pro Infirmis betreuten Invaliden und der IV. Es darf auch nicht vergessen werden, dass die von der Versicherung nicht erfassten Gebrechlichen nach wie vor von Pro Infirmis beraten, betreut und meist auch finanziell unterstützt werden, und zwar Erwachsene ebenso wie Jugendliche.

Der Wegfall eines Teiles der Bundesubvention sowie der Elternbeiträge hatte zur Folge, dass die Einkünfte von Pro Infirmis 1960 wesentlich geringer waren als in früheren Jahren. Der von der Bundesverwaltung erfreulicherweise weitergewährte Kredit von einer halben Million Franken wurde zur Unterstützung von Heimen für Schwererziehbare, Beobachtungsstationen, Alters- und Wohnheimen für Gebrechliche, Heimen für epileptische und geistesschwache Kinder — alles Werke, die an der IV nicht partizipieren — verwendet. Wie denn überhaupt die Pro-Infirmis-Hilfe jetzt in vermehrter Masse diesen so notwendigen und ausbaubedürftigen Institutionen zukommen soll. Leider war — was als «psychologische» Folge der Einführung der IV vorgesehen werden musste — auch der Erlös der Kartenspende 1960 um 200 000 Fr. geringer als im Vorjahr, und auch die Patenschaften wiesen einen Rückgang auf. Erfreulicherweise haben die letzteren 1961 einen Zuwachs von bis jetzt 24 Prozent erbracht und auch der Ertrag der Kartenspende ist in einigen Kantonen etwas höher als 1960. Freilich sollte sich die Öffentlichkeit noch in vermehrter Masse Rechenschaft darüber geben, wie notwendig das weitere Wirken von Pro Infirmis neben und mit der IV bleibt. Ein Zeugnis dafür ist die Tatsache, dass diesen Herbst in Glarus eine weitere Pro-Infirmis-Fürsorgestelle eröffnet werden muss. Eine staatliche Gebrechlichenhilfe, und sei sie noch so gut ausgebaut, wird niemals ohne die Mitarbeit und Initiative der privaten Behindertenfürsorge auskommen können.

Nach Erledigung der geschäftlichen Traktanden wurden die Teilnehmer an der Delegiertenversammlung von Oberbrigadier Meuli in die Organisation und Ziele der «Hyspa» eingeführt, der nach dem Mittagessen ein gemeinsamer Besuch galt. Das Interesse konzentrierte sich hier beglücklicherweise vor allem auf die unter Leitung der Zentralsekretärin Pro Infirmis, Fr. Dr. h. c. Maria Meyer, geleitete Abteilung «behinderte Mensch», die in vieler Hinsicht als ein schönes Zeugnis schöpferisch-helfender Frauenarbeit angesehen werden darf.

### Bücher

Sigrid Undset, Frau Hjelde: «Menschen suchen ihr Glück» Herder-Bücherei, 156 Seiten (Taschenbuchausgabe)

Für Frau Hjelde, Mutter von drei Kindern, ist der Alltag grau und voller Sorgen. Vor ihrer Heirat war sie eine gute Schauspielerin, die ihre Karriere aufgab, weil sie glaubte, das grosse Glück an der Seite ihres Mannes, Kristian, zu finden. Doch jetzt hat sich heute nichts mehr zu sagen. Frau Hjelde leidet unter der Unaufmerksamkeit ihres Mannes und unter der anspruchsvollen Liebe ihrer Kinder. Für sie hat der Tag 24 Arbeitsstunden, und so kommt sie sich, abgeschafft und unzufrieden mit der Welt und sich selbst, mit ihren 36 Jahren alt und abgetan vor. Ach! dann die Geburt ihres vierten Kindes noch die letzten Kräfte raubt, ist sie gezwungen, in den norwegischen Bergen Erholung zu suchen. — Dort trifft sie einen Jugendfreund, Dr. Vergard Lidens, mit dem sie manche schöne Stunde verbringt. Sie glaubt, nun tatsächlich das lang ersehnte Glück gefunden zu haben. Sie trifft sich auch unten in der Stadt mit Vergard. Doch das traurige Schicksal ihrer Untermieterin bewahrt sie vor einer endgültigen Entscheidung, die sie von Kristian und den Kindern getrennt hätte. Beide, Frau Hjelde und ihr Mann, finden in einer nützlichen Aussprache wieder zueinander. In der norwegischen Nobelpreisträgerin, Sigrid Undset, wusste um die Probleme der Frau, und die Leser sind beeindruckt von der Schlichtheit dieser erlebnisreichen Erzählung. Jede Frau, die glaubt, das grosse Glück des Erfolgs und der Liebe sei nun für sie immer verloren, weiss der Autorin Dank für den Trost, den sie ihr mit «Frau Hjelde» schenkt.

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisekarten im Werte von Fr. 6.—

**„MERKUR“**  
 KAFFEE-SPEZIALGESCHAFT

Alle Tage Dessert —  
 und Dessert-Tag ist  
**DAWA** Tag!  
 Dr. A. Wander AG Bern





nommen. Plötzlich stand ihm vor dem Tisch des Herrn der Mann gegenüber, den er als seinen ausgeprägtesten Feind betrachtete...

Wie viele junge Menschen hat er seither in dem ihm zur Verfügung gestellten Heim «Borcarderie bei Valengin (Neuchâtel) und in den umliegenden Ländern zum Dienst als «Chevaliers du Prince de la Paix» zu befehlen gestrebt!

Zu den zuverlässigsten Mitarbeiterinnen gehörte Gertrud Kurz. Wohl erzog sie ihre eigenen Kinder mit aller Sorgfalt. Aber ihr Herz und auch ihr Heim standen weit offen für alle Bedrängten...

Welche Enttäuschung für den treuen Waldarbeiter, wie er am folgenden Tag mit zwei Bäumen auftaucht! — Da zuckte es in ihm: «Sie haben mir nicht getraut! Traurig weist er die «Geschrit» vor...

Solche Erlebnisse haben Mütter und Kinder warten, glauben und vertrauen gelehrt. — Je weniger Fürsorge Söhne und Töchter bedurften, um so hingebender widmete sich ihre Mutter der Friedensarbeit im christlichen Geiste.

«Kreuzritter»-Bewegung in den zwanziger Jahren folgte die Ernüchterung mit dem Aufkommen der brutalen Bewegungen, die von Menschheit und Menschlichkeit nichts wissen wollten.

Das Erstarken von Faschismus und Nazismus, die gewalttätigen Einbrüche in Aethiopien, China, Spanien, Oesterreich und Tschechoslowakei liessen Hellhörige schon vor 1939 das Schlimmste ahnen. — Im Sommer 1931 nahm Gertrud Kurz teil an einer Zusammenkunft der christlichen Friedenskämpfer im ehemaligen Kriegsgebiet. In den französischen und englischen Friedhöfen blühten Rosen und Lavendel...

Noch einmal hatten sich auf der letzten Zusammenkunft in Flandern (August 1939) «die Verschiedenheiten der christlichen Auffassungen gezeigt. Während wir die Mitverantwortung des Christen betonten und seine Pflicht, einem vom Staate begangenen Unrecht gegenüber nicht schweigen zu dürfen...

Der September 1939 unterbrach die Verbindung zwischen den Gesinnungsgenossen. Jeder musste sich den nächsten Aufgaben widmen. Gertrud Kurz sah ihre Berufung unverzüglich. Schon in den letzten Jahren vor dem Krieg hatte sie sich der geflüchteten Brüder angenommen, die heimatlos, staatenlos, rechtlos geworden waren...

Unvermittelt stand Gertrud Kurz in schweren Kämpfen. Sie waren um so schmerzlicher, als sie sich gegen die Behörden ihres eigenen Landes richten mussten. Diese glaubten, die Interessen unseres

Volkes zu wahren, indem sie die Zahl der Aufgenommenen möglichst tief hielten. Nur unter Bedingungen, die sehr schwer zu erfüllen waren, fanden Vertriebene Unterschlupf. Die strenge Lagerordnung musste den Flüchtlingen beinahe vorkommen wie die Zucht in den Konzentrationslagern...

Unermüdet hat Gertrud Kurz (wie auch Regina Kägi, Gertrude Gerhart, Schwester Anny Pfleger und andere Schweizer) um jeden gerungen, von dem sie erfuhr. Manchen hat sie den Händen der Fremdenpolizei entrisen. Manchen hat sie nicht retten können.

Schliesslich wurden der Zurückweisungen und «Ausschaffungen» so viele, dass Gertrud Kurz sich zu einem ungewöhnlichen Schritt entschloss. Mutig verlangte sie eine dringliche Unterredung mit Bundesrat von Steiger. Der Chef des Justiz- und Polizeidepartementes weichte zur Erholung auf Mont Pélerin. Lange dauerte die Unterredung. Noch im August 1942 wollte der Bundesrat das Scheussliche nicht glauben...

(Fortsetzung folgt)

Fernseh-Programm für die Woche vom 6. bis 12. August 1961

Sonntag, 6. August, 20.05 Von Woche zu Woche. Unsere politische Diskussion: 20.30 Romeo und Julia. Ballett von Serge Prokofieff. Eurovision Bregenz. Uebertragung von den Bregenzer Festspielen. — Montag, 7. August 20.20 Good evening everybody. Englische Kurs für Anfänger. 3. Lektion. 20.40 Rund um Asien. Pakistan — das Gottesland. Reisebericht von Dr. Erich Tilgenkamp. 8. Sendung. — Mittwoch, 9. August 20.15 Der gerade Blick. Schielende Kinder — warum und wie man ihnen helfen muss. 21.00 Was bin ich? Ein heiteres Berufs-Raten mit Robert Lembke. 21.40 Top secret. Für die Freunde des französischen Theaters. — Donnerstag, 10. August, 20.30 Fra Diavolo. Oper von François Aubert. Eurovision. Bregenz. Direktübertragung von den Bregenzer Festspielen.

Redaktion: Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

spielen. — Freitag, 11. August 20.15 Dank an die Erde. Ein Besuch bei Cuno Amiet. 20.35 Duftender Frühling. Eine Legende, getanzt vom Ballett des südkoreanischen Volkstheaters. Wiederholung. — Samstag, 12. August 20.15 Das Wort zum Sonntag spricht für die kath. Kirche Dr. Josef Gemperle, Gossau.

Die gute Ferienlektüre für Sie, für Ihre Mutter, für Ihre Schwester oder Freundin

Betty Knobel: «Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glatnerland, in Graubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung, dichterisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verbroten sind.

229 S. in zweifarbigen, broschiertem Umschlag. Preis Fr. 7.50

Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur, Tel. (052) 2 22 52.

Benützen Sie untenstehenden Bestellzettel

Die Unterzeichnete bestellt Exemplare

des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

Genaue Adresse:

KORNI FLATBRÖD

jetzt auch in kleinen Paketen!

Auf vielseitigen Wunsch bieten wir Ihnen das hauchdünne norwegische Knäckebröt jetzt auch in Paketen halber Grösse. Sie wiegen 170 Gramm und enthalten 45 Scheiben. Da KORNI im Munde förmlich zergeht, eignet es sich auch für ältere Leute u. für kleine Kinder. Am besten mundet es — süss oder rezent bestreichen — in 3 bis 4 Schichten. Die neue Packung zu Fr. — 95 m. R. bekommen Sie in Reformhäusern und Reformabteilungen. Vertrieb: A. Müller, Leonhard-Ragazweg 6, Zürich 55.

KORNI FLATBRÖD

Im schönen, gepflegten Landhaus «Vieux Châtel, Post Essertines s/Rolle, inmitten von Wiesen und Wald in herrlicher ruhiger Aussichts Lage am Genfersee, empfangen wir auch dieses Jahr (1. April bis 1. Oktober) wieder einige

Paying Guests

welche Ruhe, Erholung, evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 7 59 26. A. E. Frank-Hottinger, dipl. Diätetikerin.

SCHUHHAU Grab OBERDORFSTR. 27 & GROSSM. ZÜRICH Inhaber: Familie Buchter bequeme schöne Schuhe für jeden Fuss

Physikalische THERAPIE Dr. Andras, Zürich 8 dipl. Physiotherapeut Scheuchzerstrasse 46 Tel. 26 21 90 Privat-Sauna Aesculus-Bad Heil-Massage Extensionen Sport-Massage Fango Packungen Bindegewebe-technik Korrekturgymnastik Unterwasserstrahlmassage Sämtl. Medizinal-Bäder Zuverlässige Ausführung aller ärztlichen Verordnungen

Jean-Frust Kreuzplatz 2, Zürich 7 Tel. 24 42 33 Spezial-Geschäft für Vorhänge



Künächt, Zürich Kunststube Maria Benedetti Seestrasse 160. Tel. 90 07 15 Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Wer auf Gesundheit und Wohlbefinden achtet, trinkt Agis die feinen, alkoholfreien Fruchtsaftgetränke mit Schenkenberger-Mineralwasser. Verlangen Sie Agis auch in den Gaststätten.

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Bestellschein

Unterzeichnete bestellt: Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80 Halbjahresabonnement zu Fr. 9.— Geschenkabonnement von Abonnentinnen an Drittpersonen Fr. 12.50

auf eigenen Namen als Geschenk an Genaue Adresse des Bestellers Ausschneiden und an Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.



hugo peters «Récamière», eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt mit und ohne Bettsprung. Bettstatt Fr. 615.— Modelle ab Fr. 93.— Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen, Nach-Individualität Wünschen, — möglichst weich — beliebig hart — oder extra warm. Bellevaux, Uminquid 3 Telefon 24 73 79 ZÜRICH UMINQUID 3 hugo peters

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung Missionsstrasse 21 Basel 3 Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

Wir empfehlen Ihnen

Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprecher, Bern: «Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?», 24 Seiten à Fr. —.80

Zu beziehen bei der Administration des «SCHWEIZER FRAUENBLATTES», Winterthur, Technikumstrasse 83, Tel. (052) 2 22 52

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

ST. MORITZ Hotel Bellaval Alkoholfrei

Angenehmes Haus am See Sehr gepflegte Küche Jahresbetrieb Tel. (062) 3 32 45

ASCONA Alkoholfreies Speise-Restaurant Vegetarisch

«TIMEO» Tea-room Hier essen Sie gut, gesund und preiswert. Aussichtsterrasse H. u. K. Hessel-With 3 Min. von Post Tel. (093) 7 39 72 Winters geschlossen.

Advertisement for Speisefett Schweizer-Perle, featuring a flower logo and text: «Diese Marke bürgt für das gute und preiswerte Speisefett Schweizer-Perle»

Advertisement for Jungkaufleute, featuring the Eiffel Tower logo and text: «Ein Auslandsaufenthalt vertieft die beruflichen Kenntnisse, verbessert die Stellung und bereichert Eure Lebenserfahrung»

Advertisement for TAPETEN SPÖRRI Innendekoration, featuring a logo and text: «leicht zu spülen schnell trocken auskochbar unverwundlich»

Advertisement for SYNTEC Laveur, Manchon, Lanier, featuring a logo and text: «90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird»

Advertisement for ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, featuring a logo and text: «neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft idealer Massage-Waschring solides Massageband mit zwei starken Griffen»